



ÖSTERR.-UNGAR.



REVUE



MONATSSCHRIFT
FÜR DIE GESAMTEN
KULTURINTERESSEN
DER ÖSTERR.-UNG.
ooo MONARCHIE ooo



31. BAND. 2. u. 3. HEFT.



1904 1904

INHALT:

WIEN
Verlagsbuchhandlung L. Rosner (C. W. Stern)
I. Franzensring 16.

Dichtkunst.

Rundschau.



Die ungarische Nationalitäten-Politik und der geographische Unterricht.*)

Von Baron **Desider Bánffy**. Übersetzt aus dem Ungarischen von **Jolán Poznan**.

In einem solchen, derzeit noch polyglotten Staat, wie der ungarische, wo in vielen Fällen Richtungen, die ihren Schwerpunkt im Ausland suchen, zur Geltung kommen; wo auch der geschichtliche und geographische Unterricht mit Entstellung der öffentlich-rechtlichen Lage und des gesetzlichen Zustandes für politische Zwecke sich gebrauchen und ausnützen läßt, da ist der geographische Unterricht sehr geeignet, daß er im Interesse zentrifugaler — Nationalitäten-Tendenzen ausgebeutet wird. Im In- und Ausland gleichermaßen werden Landkarten verfertigt mit der Tendenz, den Nationalitäten-Interessen dienend, das unorientierte Ausland irrezuführen, oder die junge künftige Generation, welche man in antinationaler (das heißt antiungarischer) Richtung zu erziehen beabsichtigt, in falscher Richtung auch zu erziehen.

Der 38. Gesetzartikel vom Jahre 1868, welcher über den öffentlichen Volksschul-Unterricht verfügt, hat nur einen allgemeinen organisatorischen Wert, während der dieses Gesetz komplettierende 28. Gesetzartikel vom Jahre 1876, welcher über die Volksschul-Behörden vorsorgt, die leider bestehende Wahrheit in Betracht gezogen hat, daß in einzelnen Schulen inhaltlich staatswidrige Bücher oder Lehrmittel in Gebrauch genommen werden, und deswegen

*) Aus der ungarischen Zeitschrift „Magyar Közélet“ „Ungarisches öffentliches Leben“, Nummer vom 15. Mai 1903.

hat dieses Gesetz im § 7 Punk 5, über die Konfiszierung in dieser Richtung verbotener Bücher und Lehrmittel verfügt, wie auch über die Weise der Bestrafung derjenigen, die solche Bücher und Lehrmittel benützen.

Wir wollen nicht sagen, daß diese Verbote überhaupt keinen Erfolg hatten; doch auch das entspricht den Tatsachen, wenn wir sagen, daß es in dieser Beziehung noch immer Wünschenswertes gibt, denn nicht in einer Nationalitäten-Schule werden auch noch heute geographische Lehrbücher und Landkarten benützt, die in einer Richtung, welche gegen die Einheit des ungarischen Staates, sowie gegen dessen einheitlichen, ungarischen, nationalen Charakter geht, verfaßt sind.

Wir, die im Interesse des „einheitlichen, ungarischen Staates" wiederholt unser Wort erhoben haben, halten es nicht für erlaubt, daß auch auf diesem Gebiet in die Seele der künftigen Generation irrige Begriffe eingetropft werden und daß mittelbar oder unmittelbar dem im Wege gestanden wird, dessen Endziel der „einheitliche, ungarische, nationale Staat" ist, wessen Einheit selbst in den Landkarten-Bildern nicht erschüttert werden darf.

Das unter der ausgezeichneten Redaktion des pensionierten Schul-Inspektors Dr. Julius Havas erscheinende und Magyar Pestalozzi" („Ungarischer Pestalozzi") betitelte Organ für praktische Erziehung, befaßt sich in seinen Nummern vom Jahre 1902 und 1903 mit der Frage des geographischen Unterrichtes in unserem Vaterlande und im Auslande. Aus der, mit ausgezeichneter Gruppierung zusammengestellten Artikel-Serie nehmen wir die Belege für unsere vorstehenden Auseinandersetzungen.

Wir halten für nötig, drei Gruppen aufzustellen. Zur einen Gruppe gehören jene gegen die Einheit des ungarischen nationalen Staates gerichteten geographischen Theorien, welche trotz aller gesetzlichen Verbote, wenn auch verhüllt, in den zur Nationalitätenrichtung gehörenden vaterländischen Schulen angewendet werden. Zur zweiten Gruppe gehören jene geographischen Lehrbücher, welche in solchen ausländischen Staaten benützt werden, wo in Verbindung mit unseren Nationalitäten-Verhältnissen, mit Staatsbürgern, welche auf ungarischem Staatsgebiet wohnen, nicht aber zur ungarischen Zunge gehören, offen oder geheime Verbindungen gesucht werden und gegen unser öffentliches Recht und den Tatbestand widerstreitende Lehren, wie auch zur Verletzung unserer staatlichen Einheit, wie

deren vergangener und zukünftiger Gebiets-Intengrität falsche Ansichten verbreitet werden. Zur dritten Gruppe gehören in den Schulen ausländischer Staaten vorgetragene und auf uns bezügliche geographische Sätze, welche zumeist tendenziös und da sie aus österreichischen Quellen geschöpft, auch nicht günstig für die Interessen der ungarischen Staatlichkeit sind, indem sie weit mehr oder weniger wohlwollend, zumeist lückenhaft über den ungarischen Staat, beziehungsweise dessen geographische Beschreibung handeln.

Für den zur ersten Gruppe gehörenden, unserem öffentlichen Recht und dem Tatbestand nicht entsprechenden geographischen Unterricht, sind in erster Linie wir selbst verantwortlich, indem es in unserem Machtbereich steht, nicht zu erlauben und nicht zu dulden, wenn die speziell in den sächsischen und rumänischen Schulen vorgetragene Geographie jenen öffentlich rechtlichen und faktischen Wahrheiten nicht entspricht, auf welchen sich der „einheitliche, ungarische, nationale Staat“ aufbaut. An den Wänden unserer öffentlichen Erziehungs-Anstalten prangt zum Beispiel eine Landkarte: „Wand-Landkarte der österreichisch-ungarischen Monarchie.“

Es ist zwar wahr, daß diese Landkarte seit 1875 im Gebrauche ist, und seit 1895, obgleich davon noch viele Exemplare am Lager sind, erneuert nicht mehr zum Gebrauche zugelassen wird, trotzdem hängen aber noch in vielen Schulen die früher zum Gebrauch zugelassenen Landkarten, welche in der Seele der jungen Generation Ungarn und Österreich nicht nur auf einem gemeinsamen Blatt erscheinen lassen, sondern auch eine gemeinsame Grenzlinie aufweisen, wodurch sie der dem Wiener Begriff entsprechenden Idee eines österreichischen Gesamtstaates dienen sollen. Man kann sich dann nicht wundern, wenn sich nach dieser Landkarte zum Beispiel das vom Friedrich Schiel geschriebene Werk, dessen Titel lautet: „Lehrbuch der Geographie für die unteren Klassen der Mittelschulen und verwandte Lehranstalten“, richtet. Dieses Buch, welches 1902 erschien, also in der allerneuesten Zeit, befaßt sich in seinem zweiten Teil einheitlich mit der österreichisch-ungarischen Monarchie, einheitlich mit deren Gebiet und deren Bevölkerung, einheitlich mit deren Gebirgs-, Boden- und Fluß-System, konsequent neigend zur beliebten Idee der Gesamt-Monarchie und betonend, daß diese Monarchie jetzt ein Ganzes bildet, den Namen Österreich-Ungarn führt und Wien zur Hauptstadt hat. Es befaßt sich zwar auch apart mit Ungarn, gleichermaßen behandelt es aber apart eine jede der

österreichischen Erb-Provinzen, woraus dann natürlichermaßen, wie vor dem Ausland, so auch vor den Schülern sich ergibt, daß wir auch nur eine Provinz bilden, geradeso wie Tirol oder die Bukowina.

Oder nehmen wir ein rumänisches Mittelschul-Lehrbuch, welches Dionys-Fogarasán und Sylvester Moldován bearbeitet haben und welches im Jahre 1886 in Brasso erschienen ist.

Das Buch befaßt sich in seinem ersten Teil mit dem ungarischen Königreich. Wo es nur kann, mit gleichmäßiger Geschicklichkeit, befaßt es sich, zum Nachteil der ungarischen Staatseinheit, apart mit Siebenbürgen, geographische Grenzen ziehend zwischen Siebenbürgen und Ungarn. Er betont, daß am nördlichen Fuß der Negoly und Szural Alpen sich das Olt-Reich ausbreitet. Aus Siebenbürgen führt das Buch nach Mármaros, als in ein selbständiges Gebiet, immer geschickt vor Augen haltend, daß der Schüler, dem das Buch in die Hände kommt, so die Sache versteht, daß hier nicht von einem einheitlichen Staat die Rede ist. Zur Bezeichnung der Komitate und Gemeinden werden nicht ihre amtlichen verwendet, sondern in den meisten Fällen die rumänischen Benennungen.

Von den geographischen Lehrbüchern, welche in Kroatien und Slavonien zur Verwendung kommen, können wir nicht sagen, daß wir in denselben planmäßige böswillige Entstellungen vorgefunden hätten, obzwar wir das als verletzend finden, daß in diesen Lehrbüchern der ungarische Staat nur als die eine Hälfte der österreichisch-ungarischen Gesamtmonarchie erscheint, vielleicht etwas zu übertrieben Kroatien-Slavonien in den Vordergrund gezogen und die zwischen dem ungarischen Staat und Österreich bestehende „Real-Union" stark betont wird. Aber wir glauben, daß mehr als die geographischen Lehrbücher und Landkarten, welche in den mit Unterrichts-Autonomie ausgestatteten Kroatien-Slavonien und den ungarischen Nationalitäten-Schulen benützt werden, dem „einheitlichen, ungarischen, nationalen Staat" und der von unserem öffentlichen Recht gebotenen staatlichen Einheit jene Richtung schadet, welche auf die oftmals in Wort und Gefühl zum Ausdruck gelangten Entstellungen sich gründet.

Die mit uns durch ihren Herrscher in Verbindung stehenden und, nach österreichischem Begriff, mit uns in Real-Union lebenden Österreicher lehren, man kann sagen ausnahmslos, die Geographie vom Standpunkte der Gesamt-Monarchie. Nehmen wir zum Beispiel das von Dr. Emanuel Hanak verfaßte und vom österreichischen

Kultus- und Unterrichts-Ministerium im Jahre 1896 approbierte Handbuch, dessen Titel lautet: „Österreichische Vaterlandskunde für die unteren Klassen der Mittelschulen.“ Nach diesem Buche lehrt man in den österreichisch-deutschen Schulen, daß auch die Ungarn nur ein Hauptstamm des Kaiserstaates sind. Im ersten Teil behandelt das Buch die Gebirgs- und Fluß-Beschreibung der österreichisch-ungarischen Monarchie in dem Maße einheitlich, als wenn es nicht die Geographie von zwei selbständigen Staaten darstellen, sondern nur von dem Gebiete eines Staatsorganismus reden würde. In solcher einheitlichen Art behandelt das Buch auch das Klima und die Bevölkerung, nicht minder die Produktion und deren Verwertungs-Maximen. Nach diesem Buch bilden die einheitliche Monarchie die „Stämme“, unter welchen die Ungarn, nach den Deutschen, Slaven, Romanen und anderen kleinen Stämmen, an fünfter Stelle erwähnt werden. In dem „Politische Verhältnisse“ betitelten Kapitel, wird überall beständig auf eine Akzentuierung der vorschwebenden Einheits-Idee gezielt und die einheitliche, österreichisch-ungarische Monarchie aus vier Staats-Bildungen entwickelt: zwei westlichen und zwei östlichen. Freilich begreift in sich die östliche Gruppe Ungarn und seine Konsortial-Länder mit dem Ende des 17. Jahrhunderts, Siebenbürgen hinzugenommen. Weiter lehrt das Buch, daß die Gesetzgebung unter die österreichische und ungarische Legislative, jede für sich, beziehungsweise auch mit dem Kaiser geteilt ist, insoferne der Kaiser die erbrachten Gesetze sanktioniert. Von den zahllosen verletzenden Lehren zitieren wir nur eine, bei der Beschreibung der Justiz-Verhältnisse sagt das Buch, daß für Ungarn ein zweit-instanzliches Appellations-Gericht in Budapest besteht, für Siebenbürgen aber in Maros-Vásárhely. Von Siebenbürgen als einem aparten Großfürstentum handelt das Buch apart; ebenso apart behandelt es auch das ungarische Litorale.

Hier also stellen wir nur in großen Zügen dar, wie in deutscher Sprache in Österreich die Geographie von Ungarn gelehrt wird.

Uns kam auch ein in den galizischen Schulen benütztes Lehrbuch in die Hände. Auch dieses Lehrbuch behandelt die österreichisch-ungarische Monarchie als etwas Einheitliches. Es beschäftigt sich weniger mit Geographie als vielmehr mit historischen Erörterungen. Es weiß auch etwas von der Schlacht bei Vasna, erwähnt aber Johann Hunyadi gar nicht, da dort nur König Wladislav eine Rolle gespielt hatte, der nicht ein Ungar, sondern ein Pole war.

Bei den einzelnen Abschnitten behandelt es apart Ober-Ungarn und apart Siebenbürgen, von welch' letzterem es aussagt, daß es ein gebirgiges, waldreiches und von den Karpathen umzäuntes Land ist, ohne von der Union Kenntnis zu nehmen, indem dasselbe (das heißt Siebenbürgen) als ein apartes Land behandelt wird. Es spricht zusammen genommen von den österreichisch-ungarischen Gebirgen, Tiefländern, Flüssen, Seen und Völkern und geht dabei soweit, daß es die zwei Staaten gar nicht apart erwähnt, sondern einfach nur von den südlichen, nördlichen und östlichen Teilen der Monarchie spricht. Es faßt auch die Verfassung der Monarchie in Eins und zieht so wenig den ungarischen Staat als einen selbständigen in Betracht, daß es mit dem Worte „Seym“ gleichermaßen den ungarischen Reichstag, wie die österreichischen Provinzial-Landtage bezeichnet, während es dem gegenüber die österreichische Legislative „Radapanstiva“, oder Reichs- oder aber Staats-Rat nennt.

Dieser zur zweiten Gruppe gehörenden, den geographischen Unterricht mit Tendenz entstellenden Schule, schließt sich systematisch an der geographische Unterricht in Serbien, wo ein gleicher Vorgang besteht. Es wird zum Beispiel in dem von Rascha-Mitrović verfaßten Buch gesagt, daß ein jeder Strich, wo Serben wohnen, serbisches Land ist, und auf diese Weise werden, nach diesem Lehrbuch auch Banat und Bacske, welche ungarisches Staatsgebiet bilden, zum serbischen Territorium gerechnet, so daß die eigentlichen Grenzen Ungarns beinahe erst von Szegedin an anfangen. Auf Seite 137 des Buches wird zwar bemerkt, daß diese Länder jetzt die Ungarn beherrschen, auf Seite 140 wird aber mit dem Wunsch geschlossen, daß die Serben je eher in den Besitz ihrer Grenzen gelangen möchten. In den für die serbischen Mittelschulen vom Professor Radivoj Vaßović verfaßten Buch, wird gesagt, daß die österreichisch-ungarische Monarchie aus zwei Staaten besteht: aus dem österreichischen Kaiserreich mit der Hauptstadt Wien und aus dem ungarischen Königreich mit der Hauptstadt Budapest, zugleich aber wird hinzugesetzt, daß der gemeinsame Herrscher der „Kaiser von Österreich“ ist. Im ersten Teile des Buches, auf Seite 72, wird Fiume planmäßig zu Kroatien-Slavonien gerechnet, und von einem serbischen Banat in Ungarn gesprochen. Die im rumänischen Königreiche benützten geographischen Lehrbücher und Landkarten gehen noch viel weiter. Sie lehren mit verletzender Tendenz gegen die Integrität des ungarischen Staatsgebietes das Bestehen des

von Rumänen bewohnten Siebenbürgen (Transsylvania), dann des Banats (Temesiana), des Körös-Gebiets (Kriseana) und von Mármaros (Maramoresiu). Diese Länder und Gebiete werden, ein jedes apart, auch in Spezial-Landkarten aufgeführt. Sie wollen auch von der Hauptstadt Siebenbürgens wissen, die Kluj genannt wird und an den Ufern der Szamos liegt, neben der aus Siebenbürgen nach Ungarn führenden Bahnlinie. Sie erwähnen Brasso, Szeben, Fogaras und Naßod als bekannte rumänische Knotenpunkte; die übrigen siebenbürgischen Städte, mit Ausnahme von Gyulafehérvár, werden aber gar nicht genannt. Natürlich wird kurz auch die Geschichte des „siebenbürgischen Reiches“ skizziert, angefangen von der Dazischen Epoche bis zur Gegenwart, alles vom rumänischen Standpunkt. Vom Banat wird schon gesprochen wie von einer Provinz, indem seine Grenzen bestimmt werden, ebenso wird die Körös-Provinz als rumänisches Land behandelt, wobei Debreczin als ihre Hauptstadt genannt wird. Apart wird besprochen das Mármaros-Land mit dem Beifügen, daß auch Mármaros, wie die übrigen Dazischen Provinzen, früher ihnen (d. h. den Rumänen) gehört hat, heute aber unter ungarischer Herrschaft steht und eine Provinz Österreich-Ungarns bildet. Ein anderes Buch summiert auf seiner 11. Seite die Staaten Europas, und sich des ungarischen gar nicht erinnernd, erwähnt es Österreich-Ungarn folgendermaßen: „In der Mitte von Europa ist Österreich-Ungarn, dessen Hauptstadt Wien ist.“

In dieser und ähnlicher Richtung wird im rumänischen Staat die Geographie derart planmäßig unterrichtet, daß die Selbstständigkeit des ungarischen Staates ja nicht auffällt, daß die Einheit des ungarischen Staates ja nicht zum Vorschein kommt; — mit dieser Richtung bezwecken sie, daß in die Seele der jungen Generation schon in der Schule, aus Büchern und Atlanten gleichmäßig, die Idee eingepfropft wird, wie weit bei gegebener Gelegenheit die jetzt noch in utopistischen Hoffnungen sich wiegende Grenze des rumänischen Staats ausgebreitet werden kann.

Zur dritten Gruppe gehören jene Staaten, in welchen keine Rede sein kann von einem tendenziösen geographischen Unterricht; in welchen, wenn auch falsche Lehren vorkommen, dies der Unorientiertheit zuzuschreiben ist, oder eventuell, denn solche Fälle gibt es auch, der Geltendmachung österreichischer Tendenzen.

So z. B. wird in dem Lehrbuch der Geographie, welches 1902 in Halle erschienen ist, von Ungarn als dem „Donautiefland und Karpathenland" gesprochen, und wir in eine Kategorie gestellt mit Galizien, Bukowina und Rumänien.

Dieses Buch beschäftigt sich in seinem geographischen Teil mit uns unter dem Titel „Ungarn" (samt Siebenbürgen und Fiume), während es Kroatien und Slavonien apart behandelt. Von Budapest sprechend, sagt das Buch, daß es aus zwei Teilen besteht, hinzufügend, daß Ofen die Stadt der Beamten und des Militärs, der Österreicher oder Deutschen ist. Von uns spricht das Buch als von „Ost-Österreich", dessen Hauptstadt natürlich Wien ist, welches schon durch seine Lage zur Hauptstadt der Monarchie prädestiniert erscheint.

In den in England verwendeten Geographien weiß man auch nur von einem Staate, der österreichisch-ungarischen Monarchie. Sie wissen auch zwar, daß dieser einheitliche Staat in zwei Teile zerfällt, aber beide Teile unterstehen demselben Kaiserreich. Weiter wissen sie, daß die Hauptstadt von Österreich-Ungarn Wien ist, indem sie Budapest nicht einmal erwähnen.

In den französischen Schulen wird das österreichisch-ungarische Reich als ein Staat behandelt; von Ungarn spricht man aber als einen aparten Staat, ebenso vom Großfürstentum Siebenbürgen, vom Königreich Kroatien-Slavonien und von Fiume als einer apart stehenden königlichen Freistadt. Wien ist die Hauptstadt des Reiches, Budapest die Hauptstadt von Ungarn, Prag von Böhmen und so weiter.

In den holländischen Schulen kennt man gar nicht den ungarischen Staat als einen selbständigen. Man hält uns dort für einen von Österreich untrennbaren Zwillings-Staat, mit einem gemeinsamen Fürsten, gemeinsamen auswärtigen Angelegenheiten, gemeinsamen Finanzen und gemeinsamen Kriegsamt.

In Spanien weiß man wenig von uns, und das, was man weiß, ist auch falsch. Nach spanischen Begriffen zerfällt das österreichische Kaiserreich in 17 Provinzen, darunter Ungarn, Siebenbürgen, Kroatien und die Militärgrenze, alle mit selbständigen aparten Hauptstädten.

Bezüglich der Schweiz reden wir auf Grund eines kleinen deutschen Büchleins, in welchen über unser Vaterland unter dem Titel: „Das Kaisertum Österreich-Ungarn" gesprochen wird. Es weiß

zwar davon, daß die unter der Herrschaft des Hauses Habsburg stehende Monarchie aus zwei Teilen besteht; weiß auch davon, daß beide Teile ihre aparten Gesetzgebungen haben; kennt auch ein Reichsministerium (einen Reichskanzler); weiß aber auch, daß die einzelnen Provinzen von kaiserlichen Statthaltern geleitet werden.

Zum Schluße betrachten wir Ungarn noch kurz in den russischen Geographien. Im allgemeinen können wir sagen, daß die russischen geographischen Lehrbücher mit pünktlicher Sachkenntnis geschrieben sind, wir finden in ihnen keine tendenziöse Verkleinerung fremder Völker, wie wir das in den rumänischen, serbischen, ja selbst deutschen Geographien gefunden haben. Es besteht eben dort der Wunsch, daß der Schüler korrekte und nicht entstellte geographische Kenntnisse bekommt. Im zweiten Teile des von Alexander Veronecki verfaßten geographischen Lehrbuches auf Seite 260 und den folgenden Seiten wird über Ungarn gehandelt. Da wird gesagt, daß Ungarn ein selbständiger Staat ist, welcher mit Österreich nur insoferne einen gemeinsamen Herrscher hat, als der Kaiser von Österreich zugleich König von Ungarn ist, wie ein gleiches Beispiel auch Schweden und Norwegen bietet, wo gleichermaßen zwei von einander unabhängige Staaten einen gemeinsamen Herrscher haben. Das ungarische Ministerium, die Delegationen, der ungarische Reichstag, die innere Einteilung Ungarns — alles ist da korrekt angeführt, ja noch mehr, was wir anderwärts nicht finden — denn überall, abgesehen von Rumänien und Serbien, wo rumänische und serbische Benennungen benützt werden, verdeutscht man alles nach österreichischem Muster — werden hier (das heißt in den russischen Geographien) die ungarischen Ortsnamen überall mit der richtigen ungarischen Namensaussprache möglichst korrekt gegeben. Ebenso ist das der Fall bei den ungarischen Flüssen, Gebirgen und Gegenden. Eines allerdings berührt etwas unangenehm, nämlich, daß Galizien zusammen mit Oberungarn unter dem Namen Rotrußland angeführt wird, welches wieder in zwei Teile zerfällt, die Galiczina und Ugorczina genannt werden.

Hier also haben wir nur in großen und allgemeinen Zügen den geographischen Unterricht kennen gelernt, wie derselbe bei uns, bei unseren Nachbarn, welche nationalistische Tendenzen haben und oft planmäßig entstellen, ferner auch in denjenigen von uns entfernten Staaten, welche nicht interessiert, aber oft unorientiert

sind, weil man dortselbst unser öffentliches Recht und unsere Verhältnisse nicht kennt, gepflegt wird.

Das Bild, welches wir damit entrollten, ist ein trauriges, deprimierendes, welches daher geändert werden muß. Der „nationale Wille", welcher, wenn er will, alles imstande ist, muß auch da helfen; er soll fordern, daß der Staat in seinem Bereich keine tendenziösen Entstellungen duldet; er soll ferner fordern, — denn in dieser Beziehung muß unser auswärtiges Ministerium unsere Auffassung und Interessen vertreten — daß unsere Landesbeschreibung nicht entgegen unseren staatlichen und nationalen Interessen in den fremden Staaten gleichmäßig falsch gelehrt wird; weiter soll dieser „nationale Wille" fordern, daß in den unorientierten irregeführten Staaten die irrigen Lehren entsprechend unserem öffentlichen Recht korrigiert werden. Das ist nötig, und dazu haben wir auch ein Recht. Die Geschichte, obzwar das auch unschicklich ist, könnte unsererseits auch tendenziös unterrichten, aber die Geographie nicht. Denn den Gegenstand der Geographie bilden greif- und sichtbare, nicht zu verschiebende Grenzen, wie auch bestehende, sichtbare Gestaltungen, welche verschieden nicht gelehrt, nicht erklärt und nicht verstanden werden können. Dem, unserem öffentlich-rechtlichen und territorialen Organismus entsprechenden Bilde ist Geltung zu geben, und dieses muß nach Innen und nach Außen den einheitlichen ungarischen Staat zeigen, vor welchem sich jeder Bewohner des Staates beugen und welchen auch im Ausland die amtlichen Staaten anerkennen müssen, wie auch dieses Wissen jedermann nur von Vorteil sein kann.

Wir wissen, daß der Geltendmachung all dessen nicht nur eine Schwierigkeit im Wege steht; wir wissen, daß unsere auswärtigen Vertreter nicht willens sind, die ungarischen Staatsinteressen und die staatliche Selbständigkeit mit genügender Eindringlichkeit zum Ausdruck zu bringen, wir wissen, daß an dem die unorientierte Oberflächlichkeit seinen Teil hat, aber wir wissen, daß da auch tendenziöse Absicht mitwirkt. Demgegenüber muß der nationale Wille zur Geltung kommen; er möge sich rühren, fordern nach Innen, fordern nach Außen. Es möge der Staat, als solcher seine Pflicht tun; es soll die Gesellschaft ihre Pflicht tun, und das ist notwendig, weil nur so der „einheitliche, ungarische, nationale Staat" zustande kommen kann; denn es ist nicht genug, wenn er

hierzulande verstanden wird, sondern auch draußen in der Nachbarschaft und in der Ferne muß man es erfahren, daß er und wie er öffentlich-rechtlich und faktisch besteht.



Aus Alt-Österreich.

Kulturbilder aus Rechtsquellen.

Von Dr. **Emil Rechert.**

Dem Juristen sind die Rechtsquellen nicht trocken; er lauscht ihnen mit kaum geringerem Vergnügen als der Dichter dem Quell, der von den Bergen kommt. Im Corpus juris rauscht es dem Eingeweihten wie aus tiefen Gründen; mit Olearius, beider Rechte Doktor — aus „Götz von Berlichingen“ —, möchte er's ein Buch aller Bücher nennen und den Kaiser Justinianus einen trefflichen Herrn.

Das Volk, der Laie ist für dieses Quellenrauschen taub. Nur zu den Wissenden spricht das römische Recht. Daraus ist die alte, volkstümliche Abneigung gegen das „gelehrte Recht“ zu erklären.

Weit nähere Bande zu den Herzen der Volksgenossen hat das alte deutsche Recht geknüpft. Hier fanden sie ihre eigene urwüchsige Sprache wieder. Hier sprach man in den konkretesten Gleichnissen zu ihnen. Die freie Natur, Feld und Wald, hatten dieses Recht mit ihrem Duft getränkt. Der Friedlose wurde verflucht, „soweit Feuer brennt und Erde grünt, Schild blinket, Sonne den Schnee schmilzt, Föhre wächst, Habicht fliegt den langen Frühlingstag und der Wind stehet unter beiden seinen Flügeln, Himmel sich wölbt, Welt gebaut ist, Winde brausen, Wasser zur See strömt und die Männer Korn säen.“

In den „Weistümern“ hat Jakob Grimm die alten Rechtssatzungen zu sammeln begonnen. Auf österreichischen Boden ist dasselbe im Auftrage der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften geschehen. In einer Reihe stattlicher Bände sind (bei Wilhelm Braumüller in Wien) die „Taidinge“ oder Gesetze erschienen, die in Österreich einst gehandhabt wurden. Selbstverständlich ziehen

uns die beiden gewaltigen Bände am meisten an, die den niederösterreichischen Weistümern gewidmet sind. Versetzen sie uns doch in die bekanntesten Örtlichkeiten unserer engeren Heimat. Die Baumwipfel des Wienerwaldes scheinen aus ihnen zu winken, und vertraute Namen wie Dornbach, Grinzing, Nußdorf, Weidling klingen ins Ohr. Wir vernehmen, wie einst die „Leute zu Salmannsdorf" das Recht „wiesen".

Der erste Teil, der auf 1102 Seiten die Rechtsſatzungen des Viertels unter dem Wienerwald umfaßte, erschien im Jahre 1886. Über das einstige Leben in unseren Gauen ist reiche Belehrung in den mächtigen Bänden zu finden. Zehn Jahre später, also vor drei Jahren, ist dem ersten der zweite Teil nachgefolgt, dessen 1172 Seiten den Weistümern der Viertel ob und unter dem Manhardtsberg gewidmet sind. Gut Ding will eben Weile haben — ein Sprichwort ist hier ausnahmsweise gestattet, denn das Rechtssprichwort ist ein naher Vetter des Sprichwortes. Man könnte auch vom weiten Weg sprechen, der das Säumen entschuldigte. Ist der Weg so weit durch Wienerwald und Manhardtsgebirge? höre ich manchen Leser fragen. Er ist es in dem Sinne, daß jede, selbst die kleinste Ortschaft, jeder Markt, jedes Stift, jede Herrschaft ihr eigenes Recht haben. Seltsam genug muten uns an Rechtseinheit für große Staaten Gewöhnte, die wir der Epoche eines allumfassenden „Weltrechtes" zuschreiten, diese Denkmäler einer Zeit an, wo für Unter- und Ober-Döbling verschiedenes Recht galt.

So mannigfaltig indes der Inhalt dieser Quellen ist, so findet sich doch in vielen Punkten eine Übereinstimmung. So wird fast überall die Unantastbarkeit des Hauses betont, daß „ein jeder mann mit fridt soll sein in seinem Haus", wobei sich manchmal noch die anmutige Floskel findet: als wer es mit einem faden umbfangen oder umhangen. Deutlicher noch heißt es im Rechte von Ebersdorf an der Zaya: das ein ieder haußgenoß soll haben sein fridt im hauß so es halt nur mit einem zwiernsfaden umbfangen, alß wol alß ein starke mauer darumb gieng.

So trefflich und zartsinnig sprechen die Rechtsquellen einer Zeit, wo die Menschen rauh und kriegerisch sein mußten. Noch hausten in den Wäldern Niederösterreichs der Wolf und der Bär, wie aus Anordnungen der Weistümer über ihre Erlegung hervorgeht. Unerschöpflich sind die Strafbestimmungen gegen denjenigen, der in den Frieden des Hauses eindringt, und als Friedbrecher gilt

merkwürdigerweise schon, wer am Fenster oder innerhalb der Dachtraufe lauscht, „was man im Hause redet“. Wer so beim „Losen“ von Hauswirt ertappt wird, darf straflos getötet werden. Uns fällt Polonius, der Lauscher, ein. Höchstens hat der Rächer seiner Hausehre auf des Erschlagenen Leib zur scheinbaren Buße drei Pfennige zu legen, „alsdann hat er ihn gegen der Welt gebüßt“. Zuweilen wird noch aufgetragen, den Leichnam in das nächste Wagengeleise zu schleppen und dort liegen zu lassen. Dies ist nicht etwa eine Antizipation des Nestroy'schen „Räumt's die Toten weg, ich kann die Schlamperei nicht leiden“ — sondern eine jener Förmlichkeiten, an denen das germanische Recht so großes Gefallen findet.

Das Wörtchen „halt“ begrüßen wir hier als österreichisches Lieblingswort, und wenn ein anderes Weistum von einem „toten leichnam“ spricht, so werden genaue Kenner des heutigen Volksdialekts sich lächelnd an eine gewisse Drohung erinnern .....

Wer den Frieden des Hauses antastet, „Der hat verwandelt den Leib“.

Verwandeln bedeutet im Mittelhochdeutschen so viel wie zur Buße zahlen; verwandeln den lip, ist geradezu = sterben.

Selbst diese rauhe Zeit beugte sich vor der Rechtsidee des Hausfriedens; die Satzungen gehen darin so weit als nur möglich, denn schon der Lauscher am Fenster wird als Friedbrecher erklärt. Straflos darf der Hauswirt den „Loßner“ töten und hat höchstens zu scheinbarer Buße auf den Leichnam einen Pfennig oder ihrer drei zu legen: „so soll er ihm gegen der welt gepüst haben und gegen gott versehe er sich.“

Dafür schützt der Hausfriede auch den Übeltäter: „Ob ainer flüchtig wurd in ains andern haus, der sol auch freiung haben.“

Unmöglich wäre es, aus den abstrakten Gesetzbüchern von heute ein anschauliches Bild unseres Lebens zu gewinnen. Wie hell spiegelt sich dagegen in jenen mit volkstümlicher Breite in alle Details eingehenden Rechten das Treiben der Leute von Niederösterreich! Ihr heutiges Tun und Lassen findet manchen scharfsichtigen Schilderer — ein Bilderbuch der Vergangenheit sind die Weistümer.

* * *

Wie der Friede im Hause, so soll auf der Straße Ruhe und Ordnung gehalten werden. Dem rauflustigen Charakter der Bevölkerung entsprechen zahlreiche Strafdrohungen gegen Rumor oder Fecht-

handel. Das Tragen gewisser Waffen wie Dolche, Bleikugeln, mancherorts auch von Armbrüsten ist verboten — Wilhelm Tell wäre hier nicht aufgekommen. Andere Weistümer, wie jenes von Perchtoldsdorf, verbieten jegliche Waffe, mit Ausnahme eines spannenlangen Messers, die ganz Klugen aber untersagen bloß, „zum wein" in Waffen zu gehen. Nach dem Taidinge von Mauer darf, wer nur um eines Pfennigs Wert trinkt, seine Hacke behalten; wer aber länger sitzen bleibt, soll sie dem Wirt zum Aufheben geben. Man sieht, daß die Taidinge keine Narren-Taidinge waren, sondern mit praktischem Blick den Nagel auf den Kopf zu treffen wußten. Sehr weit geht das Recht von Liesing, welches jeden Nachbar bei Strafe verpflichtet, Raufhändel nach Kräften zu verhindern. Nur steigt uns die Befürchtung auf, daß dieses „Friedbieten" oft erst recht zur Rauferei geführt haben möge. Wurde jemand im Raufhandel beschädigt, so soll ihm dafür „genugsamer Abtrag und Ergötzlichkeit" geleistet werden, was an die mittelhochdeutsche Bedeutung von ergetzen (vergessenmachen, entschädigen) erinnert. Wer nicht zahlen kann, wird am Leibe gestraft, „damit andere sich hieran spiegeln können".

Bei den Maßregeln gegen Scheltworte — manchmal findet sich dafür der charakteristische Ausdruck „wörteln" — wird das schöne Geschlecht besonders berücksichtigt, da leider oft genug „ein unbescheidenes Weib einen Mann oder anders Weib mit verboten ehrenrührigen Worten antastet und verletzt". Regelmäßig wird dafür die Strafe der „Fiedel," eine Art von Block, angedroht.

Es ist ungewiß — doch möchte ich es immerhin behaupten — daß der Mensch von Natur dazu neigt, seine Mitmenschen zu beleidigen. Eine altbekannte Tatsache jedoch ist, daß der Nachtwächterstand solchen Ausschreitungen am leichtesten zum Opfer fällt. Dieser Erkenntnis haben sich auch die Weistümer nicht verschlossen, und jenes von Grillenberg bei Pottenstein verfügt eine gelungene Abhilfe, eine originelle Anwendung des Grundsatzes der Talion, der Wiedervergeltung. „Wer einen Gmeindiener, Nachtwachter, Hüter oder Halter unbilliger Weis beleidiget und vertreibet," verwirkt außer der Geldbuße, daß er selbst so lange Wacht halten, dienen und hüten muß, bis ein anderer an die Reihe kommt. Dasselbe „Bannbuch" nennt unter den Ordnungswidrigkeiten auch das „ungebührend in Häuser einsteigen". Ob dies mit dem bekannten „Fensterln" zusammenhängt, mögen uns die Gelehrten sagen.

Nicht nur die Schlechtigkeit der Menschen, auch die Tücke der Elemente muß der Gesetzgeber bedenken. Alte Gebräuche, in denen sich Erinnerungen an das Heidentum erhalten haben, werden wegen der damit verbundenen Feuersgefahr verboten, wie das Schießen in den Rauchnächten und die Sonnwendfeuer. Sollte trotz der zahlreichen Präventivmaßregeln eine Feuersbrunst entstehen — nie wird davon gesprochen ohne die fromme Floskel „da Gott vor sei" oder „das Gott gnädiglich verhieten wolle" — so ist jedermann bei Strafe zur Hilfe verpflichtet. Wie nach dem gegenwärtigen Strafgesetze wurde schon ehedem ein während eines solchen gemeinen Bedrängnisses verübter Diebstahl besonders streng geahndet.

In einem einzigen Weistum finden wir recht vernünftige Maßregeln für eine Seuchenpolizei. „Im Fall Gott der Allmächtige das Land mit einer abscheulichen Krankheit strafen möchte (welches er uns gnädiglich verschonen wolle)", soll kein Untertan Fremde beherbergen; ebenso dürfen diese keine Wirtshäuser betreten, sondern sollen auf einem freien Platz abladen.

Während man dem heutigen bürgerlichen Recht den Vorwurf macht, daß es den besitzlosen Volksklassen fremd, ja feindlich gegenüberstehe, gedenken die alten Satzungen oft genug der Armen. Mit patriarchalischem Wohlwollen ordnet jene von Götzendorf an, „wann ein armer, durftiger Mann zur Zeit der Ernte nichts zu essen hat", möge er den Richter bitten, „daß er ihm einen Schober oden zwen abzuschneiden erlaub'." Nicht minder bezeichnend ist die Freigebigkeit, mit welcher das sonst so genaue Recht dem landfahrenden Mann gestattet, drei Trauben zu brechen, der kranken Frau, die danach gelüstet, drei Fische zu fangen, was rechtssprichwörtlich durch den Satz „Drei sind frei" bezeichnet wird. Das Bergtaiding von Froschdorf bestimmt mit gemütlicher Ausführlichkeit, daß, wer „Weinper" essen will, zunächst dem Hüter dreimal rufen soll. „Kumbt er nit, so soll er drei Weinper nehmen, in jede Hand eins und in das Maul das dritt Weinper und nit mehr. Nimbt er aber mehr, so soll man ihn anfallen als ain schädlichen Mann." Dieses Froschdorf hieß einst Krotendorf und heißt heute Frohsdorf: eine im Reiche der Amphibien einzig bestehende Metamorphose — aus Anstandsrücksichten.

Die Verhältnisse der Geselligkeit und Gefälligkeit — wie Ihering sich ausdrückt — gehören nicht der Rechtssphäre an. Aber das deutsche Recht zieht mit Vorliebe auch Familienereignisse und

Feste, Trinkgelage, Schmausereien, Spiel und Tanz in seinen Kreis. Jeder Gerichtstag endet mit Schmaus und Umtrunk: wir werden an die doppelte Bedeutung des Wortes „Gericht" erinnert. Die Bußen werden vertrunken. Zubereitung der Speisen, Helligkeit des Feuers, die freundliche Miene, die Beistellung der Musik wird mit unfreiwilligem und darum liebenswürdigem Humor bis ins Kleinste geregelt. In einem der deutschen Weistümer — deren Sammlung Jakob Grimm unternommen hat und als deren Fortsetzung das Werk der Wiener Akademie erscheint — wird sogar das Abgeben des Dritten beim Kartenspiel zu einer Rechtsverbindlichkeit gestempelt. Ein Seitenstück ist die Anordnung des Rechtes von Saubersdorf auf dem Steinfeld, über die Behandlung eines Gastes, der beim Spiel verloren hat und „wollte anfangen zu murren und zu greinen". So kommt etwas von der Schalkhaftigkeit unseres Volksschlages auch in seinem Rechte zum Vorschein.

* * *

Die Tierfabel ist das liebste Kind des deutschen Waldes. Unsere Vorfahren betrachteten die Tiere nicht mit demselben überlegenen Blick wie wir. Sie sahen in ihnen eher brüderliche Wesen, deren Sprache einem begabten Menschenkinde sogar verständlich werden konnte, wie das Märchen erzählt. Drum ward den Tieren auch im Rechte ihre Stellung eingeräumt, rechtliche Persönlichkeit ihnen zugestanden, während sie heutzutage höchstens als Rechtsobjekte hervorgehoben werden. In den Weistümern, in welchen der Volksglaube so frisch hervorklingt wie in den Märchen, ist von den Freiheiten und Rechten der Haustiere die Rede. Einzelne davon haben das Vorrecht, ungestraft Schaden zu tun, andere werden bestraft. Seltsame Zeit, welche einem Menschen unter bestimmten Voraussetzungen alles Recht absprach, den Hengst und den Stier aber dieses kostbarsten Gutes teilhaftig machte. Die höheren Haustiere sollen, auch wenn sie auswärts Schaden anrichten, nicht gepfändet noch getötet werden; der Stier darf frei bis ins neunte Gericht oder die neunte Pfarre gehen, eine schneeweiße Sau mit ihren sieben schneeweißen Jungen soll sogar „Recht haben, wohin sie kommt".

Nach dem Simmeringer Banntaiding darf man einen Stier, der einer Kuh ins fremde Haus folgt, nicht einmal austreiben. Das Geflügel erfährt dagegen minder wohlwollende Behandlung. „Gänse, Enten, Hühner auf jemandes Gras haben keinen Frieden",

nach deutschen Bauernrechten erleiden sie in der Regel die Todesstrafe. Gerade in Niederösterreich, wo man so raffiniert in der Behandlung des toten Geflügels ist, wo das „Backhendel“ (wenn man älteren Satirikern glauben will) gewissermaßen zum Nationalcharakter gehört — gerade hier soll nach den Weistümern frevelndes Federvolk nicht allzu streng behandelt werden. Will einer durch fremde Hennen keinen Schaden leiden, heißt es in Breitenau bei Neunkirchen, so soll er sie „nit erschlagen, sondern durch den Rauchfang hinein treiben“. Nur in Hochwolkersdorf scheint solch zarter Sinn nicht einheimisch gewesen zu sein. Hier darf der Bauer ein fremdes, über seinen Zaun geflogenes Huhn grausam ermorden und ist weiter nichts schuldig, als „seinen Nachbarn dazu als Gast zu laden“.

Doch verweilen wir nicht länger bei so blutigen Schauspielen. Der Friede des Landbauers, mit dem sich die Bevölkerung hauptsächlich beschäftigt, weht auch aus den Weistümern entgegen. Zahllos sind ihre Anordnungen über Ackerwerkzeuge, Baumfrevel, Erhaltung und Ausbesserung der Wege und Brücken, über Grenzen und Gräben, über Kauf und Verkauf der liegenden Güter. Und weil wir in einem gesegneten Weinlande sind, ist auch an Bestimmungen über Weingärten und Lese, Weinhüter und Weinzeiger kein Mangel. Zu Weinzeigern — gemeint sind offenbar die heute „Buschen“ genannten Naturwirtshausschilder aus Laub — sollen die Wirte, heißt es im Taiding von Mauer, keine Wipfel von jungen Bäumen nehmen, „als wodurch den Wäldern sehr geschadet wird,“ sondern bloß Gräser oder Äste. Man ermesse, was es heißt, wenn die Wirtshaustechnik der Forstkultur schädlich zu werden beginnt. Ein alter Weinbeißer mag sich den Gedanken weiter ausmalen und darin schwelgen: ein dichter Wald von stolzen Bäumen und jeder Wipfel zu einem künftigen „Buschen“ bestimmt. Übrigens wird die Sperrstunde für die Wirtshäuser nach heutigen Begriffen sehr früh angesetzt, meist „soll zu Winterszeit, Sommer aber bis zehn Uhr alle Unruhe abgeschaffet werden“. Wegen nicht bezahlter Zechschuld wird der Wirt oder „Leitgeb“ mit dem Pfändungsrecht ausgestattet. „Herrenlos schweifende und sonsten berüchtigte Personen“ dürfen nicht beherbergt werden. Unter diesen zählt das Banntaiding zu Ober-Döbling Bettler, Wahrsager, Lanzknechte, Spieler und Winkelschreiber auf. Unter den Bergtaidingen, wie die Rechte der weinbautreibenden Gegenden genannt werden,

interessiert uns natürlich jenes von Gumpoldskirchen am meisten. Dieser glückliche Ort gehörte ebenso wie Pfaffstätten dem Kloster Mauerbach. Statt, wie es heute öfter geschieht, die einfältigen Reime herauszugeben, welche die Fremdenbücher und Wände alter Gasthäuser verunzieren, sollte man wirklich das Bergrecht von Gumpoldskirchen allen Liebhabern seines Tropfens zu Ehren in einer würdigen Separatausgabe erscheinen lassen. Es ist ein weinseliges Zwölftafelgesetz, und wirklich, an den lapidaren Ton der zwölf Tafeln erinnert die Bestimmung über die Weinhüter: „Item, wann die Hueter in die Huet treten, so sulln sie darnach stetlich hueten Tag und Nacht, ob es in der Nachthuet ist, und in der Taghuet pei dem Tag. Und sulln auch nicht hanen weder in selbs (sich selbst) noch andere Leute." Wenn nach dem Dichterworte das ewig Weibliche uns hinanzieht, so mußten doch die Nachthüter von Gumpoldskirchen einer strengen Regel folgen, welche ihnen nachdrücklich verbot, sich während der Dienstzeit „hinanziehen" zu lassen.

Nach einer vielleicht verwerflichen, aber jedenfalls landläufigen Ansicht ist der Bauer grob. Noch gröber wird er, wenn ihm jemand in seinen Acker hineintritt, am gröbsten aber beim Versuch einer Grenzverrückung zu seinen Ungunsten. In diesem Fall waren die Bauern der früheren Zeiten nicht nur grob, sondern auch grausam. Von einer wilden, schier unbegreiflichen Grausamkeit. Wir begreifen sie nur, wenn wir bedenken, daß das liegende Gut das Heiligtum des Bauern ist, welches er selbst nur betritt, um es zu kultivieren. Grenz- oder Markfrevel ist das bäuerliche Majestätsverbrechen. Dann verwildert das sanftmütige Lamm zum blutgierigen Tiger und die kuhwarme Milch frommer Denkungsart zum Drachengift. Mit einem gewissen grausamen Humor sind die Strafen für jene Delikte in den Weistümern gestaltet, und so über alles Maß, das ein weiser Richter auch in der Strafe beobachtet, daß man geneigt ist, sie für bloße Androhungen zu halten, die nicht vollzogen, sondern stets durch Geld abgelöst wurden. Darauf deutet auch der häufige Zusatz: Wer das und das tut, „dem wäre Gnade besser denn Recht." Ein schauerliches Beispiel, das wir nur für die Aushecknug einer wilden Phantasie halten wollen, stammt aus deutschen Satzungen. Wer einen Baum die Rinde abschält, dem wird dafür der Darm herausgeschält, um den Baum geschlungen und angenagelt. Eine seltsame schreckliche Anwendung des strafrechtlichen Gedankens der Talion, wofür sich auch in österreichischen Weis-

tümern merkwürdige Belege finden. Wer einen Grenzstein auspflügt, soll nach dem Recht von Hochwolkersdorf — demselben, das die Hühner so grausam behandelt — selbst an dessen statt bis unter die Achseln eingegraben und dreimal überpflügt werden. Dazu die grausame Bemerkung: „Kombt er davon, so ist's guet, wo aber nit, so ist er mit billichen Recht bezahlt." Das Volksrecht der Sachsen wurde als lex crudelissima, als grausamstes Gesetz, bezeichnet. Das Recht von Hochwolkersdorf ist wenigstens unter den niederösterreichischen Bauernrechten das grausamste. Der Waldbrenner, heißt es weiter darin, soll dreimal mit Stroh umwickelt und angezündet werden.

Der Bauer beschäftigt zahlreiches Gesinde und reichliche Bestimmungen regeln den Arbeitslohn. Als eine Vorahnung der modernen Koalitionsgesetze erscheinen Strafsätze gegen Solche, die dem andern seine Arbeiter und Dienstleute abreden oder sonst den „allgemeinen Lohn ohne Not mehren". Überhaupt begegnet man manchem Vorläufer von ganz neuen Rechtgedanken. Erst in der neuesten Gesetzgebung hat man die Untreue bei Erfüllung von vertragsmäßigen Leistungen unter Strafe gestellt, während schon das Liesinger Weistum aus der zweiten Hälfte des XVII. Jahrhunderts den Verrichter von „untreuer falscher Arbeit" bedroht. Auffallend durch ihre Frömmigkeit sind die Statuten von Bockenhaus, eines Marktfleckens, bereits auf ungarischem Boden. Sie beginnen gleich mit ausführlichen, durch Strafandrohungen gewürzten Vorschriften über Kirchenbesuch und Beichtgang, verpönen das gotterlästerliche Fluchen, befehlen Ehrfurcht gegen das Alter und unterlassen nichts, „damit die gemain Leut auf gottseeliges Leben und alles Gutes gerichtet werden mögen". Allein wie reimt es sich, daß dieses frömmste Weistum zugleich bemüßigt ist, die umfassendsten Anordnungen gegen liederlichen Lebenswandel zu treffen?

* * *

Aber auch die Wälder bedeckten einen guten Teil des Landes, einen weit größeren als heute, und noch hauste in den Wäldern Niederösterreichs der Wolf und der Bär. „Item, wird zu Rohr und Schwarzau im Gebirge geboten, von dem freien gejaid, das ist der bär, so man den fället, so ist er des jägers, der ihn gefält hat — wohlverstanden, gefällt und nicht etwa gefehlt —, aber die rechte branken und den kopf soll man gegen hof überantworten, auch füchs,

hasen und wölf sind ganz frei." So trefflich beschaffen war die Jagd noch im Jahre 1597.

Ein schöner Zug ist es, daß auch der Wald seine „Freiung" hat, wie wir der Ordnung und dem Banntaiding des Wiener-waldes, dem sogenannten Waldbuch, von 1511 entnehmen, und „wer des walds freiung freventlich zerpräch, der sollt auch auf andern freiungen nit freiung haben".

Auch der Berg, das ist der Weinberg, hat seinen „Frieden", er soll „fridsam sein in allen sachen, das kainer mit werhafter hant in den berg gen soll und auch niemand darinn laidigen". Bergrecht ist in Weingegenden immer Weinbergrecht. Weinbergarbeiten, wie alle anderen Feldarbeiten sind „nach ave Maria-zeit" verboten. Auch Vorläufer einer Regelung der Sonntagsruhe sind zu verzeichnen. So heißt es im Banntaiding zu Stockerau; „Die metzger und die pecken alhie sollen ihre fleischbank und brodtläden unter der predig zuthuen und kain fleisch noch brodt biß zu ausgang der predig nit hingeben bei der straff."

Das soziale Moment ist dem altdeutschen Recht überhaupt nicht fremd, häufig genug gedenken die Satzungen der Armen und Hilflosen. Dem landfahren Mann ist gestattet, drei Trauben zu brechen, die Frau in Nöten darf sich drei Fische fangen lassen, was rechtsprichwörtlich durch den Satz „drei sind frei" bezeichnet wird.

Strenge und Nachsicht paaren sich oft genug in den Weistümern und geben zusammen einen trefflichen Klang, der uns lehrt, daß die „burger und haußgessenen" nicht von egoistischen Motiven allein bewegt werden.

Die alten Gesetze, so grausam sie sonst sein konnten, waren in einem Punkte voll einsichtiger Duldung: bloß ein einzigesmal, im Banntaiding zu Zwölfaxing, wird Trunkenheit für strafbar erklärt. Nach allen anderen Rechten konnte man sich betrinken, so viel man wollte.

„O weiser und gerechter Richter!" Es war doch etwas Gutes um „Volksrechte". Einigemale dagegen begegnen wir dem Verbot, „Pfäffinen" — Pfaffenweiber — zu halten. Daß die Trunkenheit nicht gestraft wurde, darf uns umso minder wundern, da doch einige Gesetze anordnen, die Geldstrafen (Wändel) zu vertrinken. Diese Bestimmung, die allerdings wie keine andere geeignet ist, selbst Geldstrafen beim Volke beliebt zu machen, kommt auch in den übrigen deutschen Weistümern oft genug vor.

Vom Tabakrauchen — weil wir schon bei den Lastern halten — ist natürlich nur in den jüngeren Weistümern die Rede. „Denen kutschi und knechten ist das tobbakrauchen in neuen ställen unter prigl und abschaffung alles ernsts verbotten,“ heißt es zu Siechenals am Anfang des achtzehnten Jahrhunderts. Dieses Siechenals ist nichts anderes als der später sogenannte Thury, vom Oberen Werd durch den Alsbach geschieden. Und da es in unserer „neuzeitlichen“ Stadt vielleicht auch schon Leute gibt, die den Thury nicht mehr kennen und diesen seligen Grund am Ende gar mit — Thule verwechseln, setzen wir noch die moderne Bezeichnung hinzu: ein Teil des heutigen Wiener Gemeindebezirkes Alsergrund. Schon im Jahre 1298 stand dort ein Siechenhaus, später das „Sundersiechenhaus“, ein Lazaret für Aussätzige. Man sieht, der Alsergrund hatte schon in den ältesten Zeiten etwas Medizinisches an sich.

„Auch die fast bei iedermann im schwang gehende unzimbliche fressereien wann etwann ainer irgent ain schwein schlachtet, so man sautänz nennet,“ werden zu Rohr bei Gutenstein verboten. Das Recht kümmerte sich vordem ungemein um das Privatleben; die „Verhältnisse der Geselligkeit und Gefälligkeit“ gehören nicht der Rechtssphäre an. Aber das alte deutsche Recht zieht mit Vorliebe auch Familienereignisse und Feste, Trinkgelage, Schmausereien, Spiel und Tanz in seinen Kreis. Es war ein fröhliches Recht. Wir finden Bestimmungen über die Tage, wo die Tanzgärten offen sein dürfen, über Kirchtage, Raufhändel — diese gehörten doch sicher zu den Vergnügungen. In Ravelsbach, das zum Stift Melk gehörte, sind „diejenigen Professionisten zur Verantwortung zu ziehen, welche ihren Gesellen die sogenannten blauen Montage gestatten und dadurch Müßiggang und lüderlichen Wandel begünstigen“. So wurde dort am 1. Jäuner 1791 hinausgegeben.

In Tattendorf an der Triesting galt zufolge des Banntaidings ein Gebot, das — es stammt aus dem Jahre 1450 — wohl viele Staatsmänner der folgenden Jahrhunderte unterschrieben hätten; kurz und vieles umfassend lautete es: „Es soll auch niemant kain newung aufbringen.“ Ein Staatssystem in einer Nußschale! Ihr Männer von Tattendorf an der Triesting, ihr waret einfache Leute, aber mancher berühmte Staatenlenker hätte euch im Geiste die biedere Rechte gern geschüttelt, mancher Minister, den „aufgebrachte Neuerungen“ sehr aufgebracht haben.

Daß die Gemeindegenossen einander beistehen sollen, ist recht und billig. Ein seltsames Ziel hat aber die Nachbarhilfe, wenn sie, wie in Zillingsdorf zur Aufrichtung des — Galgens dient: „wann ains galgennot geschiecht zu zimern, so soll die ganz gemain darzu helfen". Nach demselben Recht ist auf Fischdiebstahl das Ertränken gesetzt; doch soll der arme Teufel, dem es gelingt, sich aus der Leitha zu retten, „ledig sein"

Auch Blendung ist eine häufig wiederkehrende Strafe. Ins höchste germanische Altertum weist folgende Buße, die auf Tötung eines Hundes steht: „man soll den hunt aufhahen bei dem schwanz oder fuessen und soll den anschitten mit waiz oder magen" — so bestimmt zu Kirchberg am Wechsel. Diese Bemessung der Buße hat Jacob Grimm auch in sächsischen Bauernweistümer gefunden. Dort heißt es: Den getöteten Hund soll man bei dem Schwanze aufhangen, daß ihm die Nase auf die Erde stehet, und soll mit rotem Weizen begossen werden, bis er bedeckt ist. Dies ist eine Art Wehrgeld für Tiere.

Zu den todeswürdigen Verbrechen gehören oft nur „die drei Fälle": Mord, Diebstahl und Notzucht. „Item, so melden wir auch" — hieß es zu Markgraf-Neusiedl im Marchfeld — „das für das Gericht gen Marchegkh gehören prant diebstall todtschlagen nottunft und auch nit mehr." Hier kam also die Brandlegung hinzu, anderwärts stand auf Grenzfrevel die grausame Strafe des Lebendigbegrabens. Zahlreich sind die Gebote über gerechtes und falsches Maß und Gewicht; unter den Lokalmaßen finden wir das Wiener-Neustädter, Dachensteiner, Eggenburger, Klosterneuburger Korneuburger, Laaer, Langenloiser, Krummbacher. „Es soll alhie ain ieder leitgeb die rechte Khrunpeckherische maß geben auß dem hauß" — ob noch ein Altertumsfreund dieses Maß kennt? Kaum glaublich.

Eine gar merkwürdige Satzung galt zu Traiskirchen. Die Bürger sollten dafür sorgen, „daß ein fleißiger uhrrichter gehalten werde, dieweil, da ein große und gemaine landstraß, auch täglich und fast stintlich hoch und nieders zue- und abreisen, und in ansehung das es der ganzen gmain daselbst zu allem gueten gereicht iederzeit ihr aufmerken haben auf das ihr gemaine marktuhr fleißig gericht, aufgezogen und bei tag und nacht recht gehe, schlag und zaige, sich meniglich darnach zu richten hab".

Dieses Amt eines öffentlichen „Uhrrichters“ gefällt uns sehr; es verdiente, auch in Städten mit geringerem Verkehr, als wie er in Trainskirchen einst „täglich und fast stintlich“ so mächtig gewesen sein muß, wieder aufgerichtet zu werden — gar in Wien, wo die öffentlichen Uhren nach Rekorden streben und in das einförmige Geschäft des Zeitansagens so unendliche Mannigfaltigkeit bringen, wäre dies ein glücklicher Gedanke und seine Ausführung würde „zu allem gueten gereichen“.

In jedem Ort sind alle Lebensverhältnisse wenigstens in den Einzelheiten verschieden geregelt — dreihunderunddreizehn nieder-österreichische Rechte sind in den beiden Bänden der Weistümer enthalten: welch verwirrende Mannigfaltigkeit! Selbst wenn das Radfahren damals schon existiert hätte, wäre es dennoch unmöglich gewesen, denn jeder „Gau“ hätte andere Gesetze für das Radfahren erlassen . . .

So abwechslungsvoll und farbenreich das Bild gesunden Lebens ist, das wir aus den Weistümern gewinnen — ein dunkler Schatten fällt doch darauf. Dieser wackere Bauernstamm, dessen tüchtiger Sinn noch heute aus seinen Rechtsatzungen zu uns spricht, lebte in Unfreiheit. Wenn auch sein Los nur Abhängigkeit, nicht Knechtschaft sein mochte, so nehmen die Vorschriften über die Robot dennoch breiten Raum in den Weistümern ein. Mannigfach waren die Abgaben, mannigfach die Dienste. Die freudigen Feste des Jahres erinnerten zugleich an den Tribut, welcher der Herrschaft gesteuert werden mußte, an Fasnachtshühner, Pfingsthühner, Martinshühner und des andern noch viel. Wir müssen an des römischen Dichters Virgilius schönes Wort denken: So baut ihr Nester, Vögel, nicht für euch; so traget ihr Wolle, Schafe, nicht für euch; so macht ihr Honig, Bienen, nicht für euch; so zieht ihr Pflüge, Rinder, nicht für euch!



Die tschechische Literatur in den letzten Dezennien.

Von **Dr. Josef Karásek.**

(Fortsetzung.)

Jaroslav Vrchlický. (16. Februar 1853 geb.)

Wenn ich über Jaroslav Vrchlický und den Grafen Leo Tolstoj schreiben soll — beide vergöttere ich — trete ich mit geheimer Furcht und dem Bewußtsein an die Arbeit heran, die Aufgabe nicht vollkommen erfüllen zu können. Es ergeht mir dabei wie jemandem, der in einer geheimnisvollen Nacht auf Schätze von Gold, Silber und Edelsteinen stößt, aber, durch das Wunder, wie von einem Zauber befangen, sich nicht rühren kann, um sich anzueignen, wonach er sich so lange gesehnt hat.

Nur mit Staunen und Bewunderung können wir die so reichlich aufgestapelten Dichtungsperlen genauer betrachten. Immer glänzender und gewichtiger wird uns jede Perle erscheinen, je länger wir uns mit ihr befassen; es wiederholt sich da die alte Sage von dem menschlichen Schädel, den Alexander wägend in Händen hielt. Außerdem ist es schwer, ein Urteil über einen Mann zu sagen, der alljährlich größer wird. Er gleicht einer Gigantengestalt, die immer höher gen Himmel strebt, sich fast schon in den Wolken verliert und doch noch immer wächst.

Es gibt fast kein Heft unter den böhmischen Zeitschriften, in dem nicht einige Gedichte Vrchlickýs zu finden wären; jährlich erscheinen einige seiner Dichtungen, literarhistorische Abhandlungen, einige Dramen oder virtuose Übersetzungen großer fremder Werke; ehe noch in irgend einer anderen Literatur eine Kritik über ein bedeutendes Werk oder über französische, italienische, spanische Gedichte erscheint, hat Vrchlický sie den Böhmen schon in der Übersetzung zugänglich gemacht. Seine umfassende Tätigkeit erstreckt sich noch weiter. Als Sekretär der IV. Klasse der tschechischen Akademie der Wissenschaften redigiert er eine wichtige Sammlung von Übersetzungen „Světová poesie“ (Weltpoesie), schreibt eifrig in den Věstník české Akademie (Anzeiger der böhmischen Akademie); er redigterte früher auch den „Světozor“, die „Česká Revue“ und hat jetzt die Redaktion des poetischen Teiles des „Maj“ inne.

*

Jaroslav Vrchlický, mit dem eigentlichen Namen Emil Frida, wurde am 16. Februar 1853 auf dem Wege zwischen Laun und Schlan geboren. Nach Absolvierung des Gymnasiums in mehreren Städten Böhmens, trat er ins Seminar ein, wandte sich aber nach kurzer Zeit dem Studium der Philosophie zu (1873—75). Für seine literarische Entwicklung ist es von Bedeutung, daß er die Stelle eines Erziehers beim Grafen Montecuccoli annahm, mit dem er ein Jahr in Italien (Marano sul Parano und in Livorno) zubrachte. Auf die klare und reine Natur des jungen Dichters hatte der Aufenthalt in diesem klassischen Lande einen ungeheuren Einfluß; hier gewannen die alten Gottheiten neues Leben, Pan, Satyr trieben hier ihr Spiel, hier lernte er die antiken Statuen kennen, sah die Renaissance der Kunst, drang gründlicher in die mittelalterliche und moderne italienische Literatur ein, deren Früchte er dann auf künstlerische Weise in den tschechischen Boden verpflanzte. Nun zogen ihn die romanischen Literaturen umsomehr an.

Nach Böhmen zurückgekehrt, war Vrchlický die wichtigste Stütze des Lumirkreises.

Vom Jahre 1875 an erschienen seine Gedichte in den verschiedensten Sammlungen, am häufigsten in der Salonbibliothek. Seit dem Jahre 1892, da er Ehrendoktor und Professor der modernen Literaturen*) an der tschechischen Universität geworden war, ging auch eine Reihe geistvoller Essais aus seiner Feder hervor, die einer jeden europäischen Literatur zur Zierde gereichen würden.

Einige seiner Gedichtsammlungen haben zutreffende Titel, so daß jeder Leser schon aus diesen den Inhalt ahnen kann, z. B.: „Mythen", „Epische Gedichte", „Bäuerliche Balladen", „Neue Gedichte", „Geist und Welt", „Ein Jahr im Süden", „Eklogen und Lieder" u. s. w.

Andere hat der Dichter unter wunderlichen Flaggen in die Welt gesandt, die aber aus dem Motto und dem Inhalte leicht zu erklären sind. Ich erwähne nur: „Wie die Wolken zogen." Über diese Sammlung spricht sich der Dichter im Motto folgendermaßen aus: „Meine lechzende Seele sehnte sich darnach, aus dem ganzen Meer der Schönheit zu trinken, doch ich habe nur einige Tröpfchen aufgefangen, wie die Wolken vorbeizogen." Darüber „Was das Leben gab", belehrt uns der Dichter gleich:

*) Heuer fungiert er als Dekan der philosophischen Fakultät.

„Sturm und Frieden, Schäumen und Träumen, Freude und Schmerz, Hölle und Eden, Wonne und Eismond — was das Leben mit sich brachte", alles ist in diesen Gedichten enthalten. Und so ist es auch in den „Verschiedenfarbigen Schmetterlingen": „In der Jugend flatterten goldige Schmetterlinge aus meiner Seele; nach Jahren umgaukelten schwarze Falter mein Haupt, jetzt fliegen nur mehr blaue Schmetterlinge aus meiner Seele", verrät uns der Dichter.

Daß in den „Bitteren Kernen" nicht des Lebens Süßigkeit enthalten ist, erkennen wir aus dem Titel, dagegen ist es notwendig, daß auf „Tag und Nacht" das Licht vom Standpunkte des Dichters fällt: „Der Tage Teppich entfaltet sich vor mir, ich selber webe mir bunte Arabesken darein — und sage zu mir selbst: Sieh da! das Leben! Und wo ich aufhöre, beginnt die Zauberin Nacht auf dem Webstuhle der Gedanken zu weben und sagt leise: Sieh da! Das Leben!... Aus deinem Kelche, Poesie, muß ich trinken. Wo ist der Traum, wo ist das Leben?" rc.

Jaroslav Vrchlický ist heute der universellste und fruchtbarste Dichter, Lyriker und Epiker, mit dem man keinen zeitgenössischen Dichter vergleichen kann. „Sein dichterischer Horizont ist die ganze Welt und die ganze Geschichte der Menschheit", sagt Albert.

Sein Geist schwingt sich bis ins Chaos zurück, fühlt mit dem Engel, der teuflische Qualen erlitt, da er menschliche Liebe zum Weibe nicht empfinden konnte, eilt aus den indischen Gefilden, wo er aus der Quelle buddhistischer Philosophie schöpft, über Persien in die geliebte Antike, zu den Göttern und der klassischen Kunst, die er uns zu rekonstruieren versteht und uns ebenso wieder zu beleben weiß, wie die Geheimnisse und die Schatten der böhmischen Vergangenheit. Die ganze Epopöe der Menschheit mit Christus an der Spitze lockt ihn zur Verherrlichung derselben, dann wieder weilt er in den Urwäldern, ruht unter Palmen, besingt Böhmens Gefilde bis zu den Kartoffelfeldern, fühlt mit dem Landmanne und wieder versenkt er sich in nordische Sagen, schluchzt im Liede mit dem Hirten, führt uns zu den Troubadours, belebt den Cid, Roland, verdolmetscht uns das Trachten und Sinnen der hervorragendsten Poeten aller großer Literaturen und erfaßt mit gesundem Urteile

alle Lebensumstände; in seiner Humanität begreift er alles und verzeiht alles. Und über seiner leuchtenden Wirksamkeit wölbt sich in bunten Regenbogenfarben seine reiche Phantasie, in deren Mitte die Göttin der Liebe thront. In der letzten Zeit erklingt zuweilen auch schon der sanfte Ton der Resignation und bitteren Lebenserfahrung.

Vrchlický schreitet wie ein Held vorwärts und seine Gestalt reicht bis an die Sonne und das Firmament, und doch schmiegt sich sein gutes menschliches Herz wieder an ein teures Wesen, er liebt und küßt, und in einer anderen Metamorphose philosophiert er als Gelehrter, scheut nicht die Lösung wichtiger Probleme, schöpft Weisheit aus den Quellen des Lebens, des Glaubens und der Philosophie, sein Geist versenkt sich in die Mysterien aller Legenden, lebt mit den alten Klassikern, fühlt mit den Künstlern, verbrüdert sich mit Dante, Petrarca. Alles, alles versteht er und alles besingt er. Tout comprendre — heißt für ihn — alles besingen. Jeder, selbst der geringste Eindruck läßt bei ihm einen poetischen Reflex zurück; der beste Beweis seines elastischen Geistes sind seine „Nachdichtungen", die dadurch wichtig sind, weil sie uns einen neuen Ausblick in fremde Literaturen gestatten. So ist er auch im stande, zu künstlerischen Werken (Bilder von Pirner, Liška) die hervorgerufene Stimmung in einer dichterischen Parallele wiederzugeben. Eines muß ich noch besonders berühren. Es ist dies die Liebe und sein Verhältnis zum Weibe. In seiner Jugend und also auch in seinen früheren Gedichtsammlungen zeigt sich eine gesunde und natürliche Sinnlichkeit, die mit der Verherrlichung des menschlichen Seelenspiegels — der Augen, beginnt — später küßt er bereits — küßt innig, Mund und Grübchen mit den tausend, Engelein die darin lauern, weidet sich am Anblicke des knospenden Busens, der den Lotosblumen an Reinheit gleicht, bis er seine Liebesglut stillt und mit dem Seufzer des Bedauerns, daß der Augenblick irdischer Seligkeit nicht länger anhält, sich wieder in die Wirklichkeit, in den Ernst des Lebens zurückversetzt. Liebe ist der mächtige Hebel seiner früheren Gedichte, Frohsinn und natürliche Lebensfreude sprechen aus ihnen; erst später sind diese leuchtenden Farben in „graue" verschwommen.

Wer die epischen Gedichte und literarischen Werke Vrchlickýs mit wahrem Genuß und Verständnis erfassen will, muß allerdings zuweilen ein Lexikon zur Hand nehmen und Vorliebe für die Rein-

heit und Klarheit der Antike und des Klassizismus haben. Aber an seinen lyrischen Gedichten kann sich jeder Leser ergötzen. Durch Mannigfaltigkeit und Reichtum der allumfassenden Phantasie nähert sich Vrchlický seinem vergötterten Meister, Viktor Hugo, aber durch die Ruhe und klassische Klarheit seines Geistes ähnelt er Goethe. Vrchlický gehört zu den fruchtbarsten Schriftstellern der ganzen Welt, und sein Name muß mit Rücksicht darauf gleich neben Cervantes, Calderon, Dumas sen., Victor Hugo, Kraszewski und Goethe genannt werden. So umfassen seine gesammelten poetischen Werke 50 Bücher und weitere 10 sind bereits für den Druck vorbereitet. Eine Sammlung von 70 Gedichten „Leben und Tod" entstand in der Zeit von Juni bis September (1891), was von ungewöhnlicher Leichtigkeit des Schaffens Zeugnis gibt. Die Frage, ob Vrchlický als Lyriker oder Epiker bedeutender sei, ist überflüssig, man sollte sich darob glücklich fühlen, womit er die tschechische Literatur bereichert hat. Sein in Böhmen populärstes Werk ist „Die Legende vom hl. Prokop", des Abtes im Kloster a. d. Sazava, wo die slavische Liturgie gepflegt wurde. In diesem Epos wußte er die Nationalfrage mit Religiösität und auf delikate Weise auch mit der Liebe zu verweben, in ihm liegt wahre Größe verbunden mit entsprechendem Pathos, Erhabenheit der Leidenschaft, die durch geeignete epische Breite der Darstellung eine erhebende Stimmung im Leser hervorrufen. Dieses Musterepos wurde von Dr. Krček auch ins Polnische übersetzt.

In dem romantischen Epos „Šárka" spiegelt sich ein Teil der tschechischen Sagenwelt, in der die tschechischen Amazonen doch dem unüberwindlichen Zauber der Liebe erliegen. Eine eigene Spezialität bilden seine Balladen; in diesem Fache vertritt Vrchlický jetzt Neruda; diese Gedichte sind verhältnismäßig am besten im tschechischen Geiste geschrieben.

Den bedeutendsten Teil seiner dichterischen Gaben nehmen die Mythen und Legenden ein, die in allen Sprachen Gefallen erregen würden.

Um Vrchlický wenigstens in seinen Hauptzügen kennen zu lernen, müßte der Fremde zur „Anthologie" Vrchlickýs greifen; ihr erster Teil, auf 639 Seiten die Auswahl der Gedichte aus den Jahren 1875—1892 umfassend, erschien bei Otto 1894, nun wird der zweite Band derselben veröffentlicht, der Produkte aus dem letzten Dezennium seines dichterischen Schaffens enthält. Diese

„Anthologie“ ist auch dadurch wichtig, daß Vrchlický selbst dieselbe zusammengestellt hat. Man kann sich so am besten über das Verhältnis des Dichters zum Vaterlande, zu der Natur, der Kunst, der Liebe, dem Leben und dem Tode informieren; aus ihr läßt sich schon mit Sicherheit auf das Innenleben des Dichters schließen. Vrchlický, dieser geistige Millionär, streut den Reichtum seines Talentes nach allen Seiten aus, ist seiner wahren Natur nach Kosmopolit, wiewohl er auch tschechische Sujets in seinen Werken verwertete. Aber in Dichtungen aus dem engeren Kreise der Heimat zeigt er nicht sein wahres Selbst. Es läßt sich auch nicht sagen, daß er mit Vorliebe slavische Stoffe aufsucht; am meisten haben die polnischen Romantiker und Messianisten sein Interesse erregt.

Neben seiner Vorliebe für den griechischen und römischen Klassizismus und die romanischen Literaturen ist besonders seine häufig bekundete Neigung für die jüdische Welt und hebräische Philosophie hervorzuheben, wofür besonders sein dramatisches Epos „Bar-Kochba“ und andere Gedichte, sowie das Drama „Rabbiner Weisheit“ zeugt.

Und nun noch einige Worte über seine verdienstvolles Wirken als Übersetzer.

Vrchlický hat in dieser Hinsicht die tschechische Literatur so bereichert, daß ihm schon dafür die Gloriole der Unsterblichkeit gebühren würde. Er spendete der tschechischen Literatur die größten Schätze aus beiläufig zehn Literaturen, er eröffnete seinen Landsleuten Fundgruben schönster Poesie von Viktor Hugo, Leconte de Lisle; Albert hat schon vor zehn Jahren berechnet, daß Vrchlický aus 168 französischen Dichtern 832 Gedichte, aus 159 italienischen Poeten 949 Gedichte übersetzt hat. Dabei aber ist zu bemerken, was es heißt, einen Hugo, Petrarca, den ganzen Dante, Tasso Ariosto, Leopardi, Carducci, Camuzzaro, weiter eine Auslese aus Calderon, den „Faust“ (der schon dreimal ins Böhmische übersetzt ist), die Engländerin Robinson-Darmesteter, Schelley, die „Dziady“ von Mickiewicz u. s. w. ins Böhmische zu übertragen. Und größtenteils fügte er diesen Werken noch literar-historische Abhandlungen bei. Der Dichter Vrchlický verdolmetscht da fremde Werke, im Originalmetrum, im Geiste derselben, ohne das Kolorit, die Zeit, die Eigentümlichkeit ihres Heimatlandes zu verwischen . . . Die jüngste poetische Kritik würde sagen: er gibt sie

mit dem ganzen Dufte des Originals wieder. Es ist das direkte Verdienst Vrchlickýs, daß die böhmische Literatur eine alle Welt umfassende, eine Universalliteratur geworden ist. Andernorts wird schon die Übersetzung eines Dante oder Aristo als unendliches Verdienst gepriesen. Wichtig ist ferner der Umstand, daß Vrchlický auch die modernsten fremden Literaturen kontrolliert.

Formelle Seite der Dichtungen Vrchlickys.

Gewiß ist, daß ihm der Reim und das Versmaß keine Schwierigkeiten bereitet, er selbst sagt an einer Stelle, daß er sie leicht handhabt und damit wie mit einer Schlange spielt. Seine Geläufigkeit, ja Virtuosität in Beherrschung der Sprache und des Verses bewunderten alle, die mit ihm fremde Werke lasen; er übersetzte sie sofort ins Böhmische. Außerdem muß hervorgehoben werden, daß er allen Arten des Metrums, wie sie in den verschiedensten Literaturen existieren, im Tschechischen das Heimatsrecht gesichert hat.

Vrchlicky als Dramatiker.

Es ist dies wieder ein Thema, welches eine ganze Monographie und einige Vorstudien erfordern würde. Vrchlický hat bereits gegen dreißig Theaterstücke geschrieben, eine berühmte Trilogie, zu der Fibich die Musik lieferte, das Muster eines klassischen, tschechischen Dramas „Die Nacht auf Karlstein", das auch ins Deutsche übersetzt und sogar in Cypern gespielt wurde, aber ein definitives, gerechtes und delikates Urteil kann man nur schwer darüber fällen. Den Stoff zu seinen Dramen entnimmt er dem antiken, dem tschechischen und dem Leben anderer Nationen. Jedenfalls gehört Vrchlický zu den ersten tschechischen, dramatischen Schriftstellern. Allerdings beruht der Schwerpunkt der künstlerischen Wirksamkeit Vrchlickýs nicht auf dramatischer Poesie, dennoch fanden die Übersetzungen seiner Stücke auch auf andern Bühnen eine schmeichelhafte Aufnahme.

Vrchlický ist auch ein gewandter Prosastilist; er hat einige Sammlungen kürzerer Erzählungen, z. B. „Farbige Scherben", die auch ins Deutsche übersetzt wurden, verfaßt. Wiewohl die Fortsetzung dieser Sammlungen ein inniger Wunsch des tschechischen Lesepublikums wäre, begnügte er sich mit der Herausgabe weniger Büchlein.

Ein besonders wichtiges Fach seiner Wirksamkeit ist Literaturgeschichte; in seinen Artikeln und Abhandlungen zeigte er, wie er als Dichter andere Schriftsteller auffaßt, was ihn an denselben besonders interessiert und begeistert; in vielen Studien, besonders über Dante, liefert er Arbeiten von wissenschaftlicher Gediegenheit. Viele seiner Artikel sind als Gelegenheitsabhandlungen oder als Rezensionen erschienen (besonders in früherer Zeit, da er für den literarischen Teil des „Hlas Národa" gewissermaßen die wöchentliche Nahrung beizustellen hatte) und haben untergeordnete Bedeutung, andere aber haben infolge des künstlerischen Standpunktes des Autors einen ungewöhnlichen Wert. Wiewohl sich Vrchlický besonders mit der Geschichte fremder Literaturen befaßt, schenkte er seine Aufmerksamkeit doch auch dem tschechischen Schrifttume; allgemein achtet man sein Urteil auf diesem Gebiete. Über einige Schriftsteller schrieb er längere Gelegenheitsstudien, so über Erben, Neruda, Kollár, Vocel. Diese Aufsätze zeugen von origineller Auffassung des Kritiker-Dichters; der Fachmann wird sie wegen ihrer Eigentümlichkeit gewiß hoch schätzen.

*

Vrchlický hat auch genug Unannehmlichkeiten von Seite der Prager- und der mährischen Kritik erfahren. Auch „die Jungen" erhoben sich gegen ihn, aber er wuchs ruhig weiter und wurde zahlreichen Schriftstellern Meister und Vorbild; er fesselt durch seine Persönlichkeit auch den Fremden. Beobachtenswert ist, daß auch Deutsche, Polen, Italiener, Schweden und andere hervorragende Intelligente zu den begeisterten und gründlichen Kennern des Dichters gehören, wie Miriam Przesmycki, Jensen und der selige Grabowski. Ich erinnere mich an ein Privatschreiben eines eifrigen Übersetzers und Verehrer Vrchlickýs, der seinerseits in den ersten Reihen der politischen Feinde des böhmischen Volkes stand; er schrieb: „Seit der Zeit, da ich die geniale Poesie Vrchlickýs kennen gelernt habe, blicke ich mit Achtung zu ihm empor, übersetze aus ihm, und wurde aus einem Saulus — ein Paulus."

Der Leser wird vielleicht glauben, daß ich Vrchlický in meiner Studie auf Kosten anderer Schriftsteller zuviel Platz eingeräumt habe; aber dem ist nicht so. Dieses Genie bildet für sich selbst eine ganze Literatur und verdient daher eine größere Aufmerksamkeit. Leider muß ich gestehen, daß selbst seine Landsleute seine literarische Tätigkeit nicht genügend zu

würdigen verstanden. Es gibt zwar schon vortreffliche Studien über Vrchlický aus der Feder des Prof. Albert, des berühmten Chirurgen der Wiener Universität, von Vobornik, Sekanina, aber das alles genügt nicht, seine Bedeutung erschöpfend zu beleuchten. Was verstehen die Deutschen alles über jedes Gedicht Schillers oder Goethes zu sagen! Wir wissen, wann es entstanden, woher der Autor den Stoff entnommen hat, welche Form es ursprünglich hatte, warum und unter welchen Umständen es einer Umarbeitung unterzogen wurde, wo es zuerst erschienen; dasselbe wissen die Polen von Mickiewicz, die Russen von den Werken Puschkins. Dies fehlt den Böhmen noch. Der Leser steht geblendet, ja betäubt vor dem Talente Vrchlickýs, aber man ist jetzt noch nicht imstande, ihn zu kontrollieren oder noch weniger, ihn kritisch zu analysieren. Eines steht fest bei mir: von den Werken Vrchlickýs werden Kritiker und Schriftsteller noch ein ganzes Menschenalter lang zehren, erbauen aber werden sich die Menschen daran noch in späten Zeiten.

(Forsetzung folgt.)



Das Fresko.

Zu einer Zeit, da die Kunstwissenschaft in Frankreich noch sehr im argen lag, hatte sich der Abbé de Dortan, ein stiller, bescheidener Gelehrter, durch einige von tieferem Verständnisse zeugende Schriften, die vorwiegend das Gebiet der italienischen Malerei betrafen, seither aber unverdienter Vergessenheit anheimfielen, einen Namen gemacht. In seiner den Studien gewidmeten Zurückgezogenheit hatte er niemals an politischen Bewegungen Anteil genommen. Dessenungeachtet fühlte er als überzeugungstreuer Royalist nach der mißglückten Flucht und der Gefangennahme des unglücklichen Königs in Varennes den Pariser Boden unter seinen Füßen brennen, und er entkam noch rechtzeitig in die Schweiz, wo er sich vorerst in Genf niederließ. Als ihn aber hier die Nachrichten von den September-Greueln, von seiner Konskription und der schrecklichen Ermordung mehrerer seiner besten Freunde erreichten, glaubte er sich in der Frankreich benachbarten Stadt nicht mehr sicher und floh nach Turin. Doch auch von hier wurde er durch das Eindringen französischer Truppen in Savoyen bald verscheucht, und er begab sich neuerdings auf die Wanderschaft, um erst in Florenz zu dauernder Ruhe zu kommen.

Da er schon vor Jahren studienhalber längere Zeit in der Arnostadt geweilt hatte, besaß er daselbst zahlreiche Freunde, darunter auch den Abt des Klosters San Oliveto vor der Porta San Frediano. Der Abt, von Geburt Franzose und ein Jugendfreund des Abbé, nahm den Flüchtling, mit dem er in demselben Seminar erzogen worden war, mit offenen Armen auf. Der Abbé schlug im Kloster seine Wohnung auf und konnte sich nun, nachdem er sich von den Aufregungen und Strapazen der Flucht erholt hatte, ungestört seinen Studien und Liebhabereien hingeben. So begann er vor allem Material für eine schon längere Zeit geplante Arbeit über Michelangelo zu sammeln und besuchte zu diesem Zwecke nicht bloß alle Galerien und Kirchen, um nach noch unentdeckten Werken seines Lieblings zu fahnden; sondern durchstöberte auch die zahlreichen Bibliotheken der Stadt.

Als er nun eines Abends abgehetzt und schweißbedeckt in das Kloster zurückkehrte, ermahnte ihn der gutmütige Abt, seinen alten

---

*) Aus „Das Fresko" von Friedrich Hahn, mit Bewilligung der Verlagsbuchhandlung C. W. Stern, Wien.

Knochen doch ein wenig mehr Ruhe und Schonung zu gönnen. Er brauche ja nicht immer in die entlegenen Bibliotheken der Stadt zu laufen, sondern solle doch auch einmal im kleinen Archiv des Stiftes nachforschen, das vielleicht manchen noch ungehobenen Schatz berge. Möglicherweise finde er hier mehr, als er erwarte; denn im Kloster habe sich die Überlieferung erhalten, daß Michelangelo einst längere Zeit daselbst geweilt und auch ein größeres Werk geschaffen habe, das wohl für verloren gelte, worüber aber vielleicht in den Archiven Näheres zu erfahren wäre.

Der Abbé willigte umso lieber ein, als ihm der täglich zweimal in glühender Sonnenhitze durch staubige, schattenlose Straßen zurückgelegte weite Weg in die Stadt ohnehin recht beschwerlich fiel und der freundliche Abt ihm versprach, die alten, staubbedeckten Manuskripte und Folianten der Bibliothek von einem Laienbruder nach Bedarf in den kühlen Klostergarten hinabtragen zu lassen. Schon mehrere Tage hatte der Abbé die vorgeblichen Schätze der kleinen Klosterbibliothek gesichtet, und da er nichts anderes vorfand als endlose Klosterchroniken und andere Schriftstücke ohne Wert, war er schon ein wenig ärgerlich darüber, seine Zeit unnütz vergeudet zu haben, als ihm noch zu guter Letzt ein Manuskript in die Hände fiel, das seine Aufmerksamkeit im höchsten Grade fesselte. Es war dies eine im reinsten Toskanisch abgefaßte, wohlerhaltene Urkunde aus dem sechzehnten Jahrhundert, mit dem Siegel der Äbte des Klosters verschlossen und anscheinend seither unberührt, folgenden Inhalts:

„Wenn unser guter Abt Brandolini das uns gegebene Versprechen treulich innehält, wird bereits viel Wasser den Arno hinabgeronnen sein, bevor ein Menschenauge diese Zeilen erblickt. Nimm das, was sie dir sagen, nicht wunder, und bedenke, daß sie, die zur Entstehung dieses Schreibens Anlaß gaben, schon lange vermodert, und ihre Seelen, falls es unserem Herrn und Heiland gefallen hat, zur ewigen Seligkeit eingegangen sind.

Eine Stimme aus dem Jenseits ist es, die dich, unbekannter Sohn einer fernen Zeit, zum Richter in einer Streitsache anruft, die du nach bestem Wissen und Gewissen entscheiden mögest, als ob du über Lebende urteiltest und nicht über die Eitelkeit schon längst Dahingeschiedener. Doch vorerst höre mich an.

Ich schreibe dies in jenem Jahre, da Meister Giovannantonio da Verzelli in unserem Kloster San Oliveto seine Fresken malte,

oder besser gesagt, nicht malte, zum nicht geringen Verdrusse unseres guten Abtes Brandolini, der es lieber gesehen hätte, daß Giovannantonio mit dem Pinsel in der Hand auf dem Gerüste gestanden hätte, als daß er mit seinen Freunden bei Wein und Musik Zeit und Geld vertrödelte oder sich gleich einem Ritter reich geputzt auf den Roßmärkten herumtrieb, um Rennpferde einzuhandeln, mit denen er daheim in Siena das Palio zu gewinnen hoffte. Wie nun eine neuerliche Störung drohte, da Meister Andrea del Sarto, der erst vor kurzem aus Frankreich zurückgekehrt war, sowie mehrere andere Maler unserem Giovannantonio zu Ehren ein Festmahl veranstalten wollten, machte der Abt, wohl auch um durch solch eine besondere Gunst den Säumigen zu eifriger Arbeit anzuspornen, gute Miene zum bösen Spiele und bewirtete die Meister auf eigene Kosten im Klosterrefektorium, sowohl Meister Andrea del Sarto mit seiner schönen Gattin Lucretia und seinem Freunde und Arbeitsgenossen Francia Bigio, als auch den Giovannantonio mit seinem Schüler Girolamo Pacchiarotti und etlichen Florentiner Malern, darunter den Francesco Granacci und andere mehr, deren Namen mir entfallen sind.

Als man nun bei Tische das Hinscheiden des göttlichen Urbinaten beklagte, wovon erst wenige Tage vorher aus Rom die Kunde eingetroffen war, und darüber sprach, wer nun, nach dem Tode Rafaels und des gewaltigen Lionardo, als der erste in unserer Kunst gelten müßte, und der eine auf den, der andere auf jenen als den würdigsten hinwies, da meinte die schöne Lucretia, wohl nicht ohne Hinterlist, daß es sich wohl der Mühe lohnte, danach zu forschen, wem von den gerade bei Tisch anwesenden Meistern die Palme des Ruhmes gebühre. Worauf die Meister verlegen schwiegen, da wohl ein jeder heimlich nur an sich selbst dachte, sich aber scheute, dies den andern zu gestehen. Nur der wackere Granacci ergriff das Wort und meinte, daß diese Frage schwer oder gar nicht zu entscheiden wäre, ihm aber von den hier bei Tische anwesenden Malern der Giovannantonio, Andrea del Sarto und Francio Bigio als die Trefflichsten in ihrer Kunst erschienen.

Damit gab sich aber die schöne Lucretia nicht zufrieden, sondern meinte, daß es nun eben gälte, unter diesen dreien eine Wahl zu treffen. Und als die Meister wiederum schwiegen oder dem Drängen des klugen Weibes auswichen, fuhr sie fort, sie sähe wohl ein, daß die Bescheidenheit der Anwesenden und die Befangenheit

der Zeitgenossen es verbiete, in dieser Frage schon jetzt eine gerechte Entscheidung zu treffen. Wohl gäbe es aber Mittel und Wege, künftige Geschlechter zu einem aufrichtigen Urteile zu zwingen, so daß es in einer fernen Zukunft klar und offenbar werden müßte, wen von ihnen die Nachwelt des höchsten Lobes würdig erachte. Als die Meister neugierig in sie drangen, zu erklären, was sie damit im Sinne hätte, sagte Lucretia, es sollte doch ein jeder der drei von Granacci Genannten ein Bild malen, und zwar nicht, wie es üblich sei, eines neben dem andern, sondern alle drei übereinander auf dieselbe Wandfläche, so daß die Nachwelt zu wählen hätte, welches davon der Erhaltung am würdigsten wäre, da ja ein jedes nur nach Zerstörung oder bei Verzicht auf den Anblick der andern betrachtet werden könnte.

Worauf sich ob des seltsamen Einfalles großes Gelächter und großer Lärm erhob, für den Plan sich aber nur der zu Scherz und Mutwillen stets bereite Meister Giovannantonio einsetzte. Durch das Versprechen, die Gemälde im Refektorium in kurzer Zeit fertigzustellen, wußte er den Abt zu gewinnen, daß dieser versprach, den Künstlern eine für ihr Beginnen taugliche Stelle im Kloster zur Verfügung zu stellen und auch dafür sorgen zu wollen, daß nach ihrem Wunsche die Entscheidung im Wettkampfe erst in späten Zeiten, sicherlich aber nicht vor dem Tode aller Beteiligten, getroffen werden könne. Auch Meister Andrea, der vorerst noch gezögert hatte einzuwilligen, ließ sich am Ende durch das Drängen der schönen Lucretia bewegen, zuzustimmen, so daß auch der bescheidene Francia Bigio seine Zusage nicht länger verwehren konnte.

So kamen die Drei denn überein, ein jeder ein Wandgemälde anzufertigen, eines über dem andern, in der Nische an der nördlichen Schmalwand des Refektoriums zwischen den beiden Türen, und zwar Meister Andrea del Sarto die Begegnung Davids mit der klugen Abigail, Meister Francia Bigio einen Sankt Georg Drachentöter und Meister Giovannantonio eine Versuchung des heiligen Antonius Eremita. Als Granacci Tags darauf dem Michelangelo Buonarotti von ihrem Beginnen erzählte, geriet der ob der schlauen Weiberlist in so gute Laune, daß er sich bereit erklärte, ebenfalls am Wettkampfe teilzunehmen, und obgleich ihm seine Tätigkeit an den Mediceergräbern in San Lorenzo nur wenig Zeit übrig ließe, dennoch im Kloster San Oliveto die Samische Sibylle zu malen, die er schon lange im Kopfe trüge, Raummangels

halber aber neben den vier andern in der Sixtinischen Kapelle nicht hatte anbringen können.

Was alles in kurzer Zeit zustande kam, da die Arbeit rasch vorwärts schritt und dabei ein jeder sich bemühte, sein Bestes zu geben. Über den vier Gemälden, um das Geheimnis leichter wahren zu können, ließ unser guter Abt Brandolini vom Laienbruder Girolamo, den sie Il Mesquino nannten, da er vor seinem Eintritte in das Kloster das Gewerbe eines Zimmermalers ausgeübt hatte, eine Verkündigung malen, die, obgleich sie nicht gar übel gelang, dennoch der herben Schale zu vergleichen ist, die eine köstliche Frucht birgt. Mögest du bei der Zertrümmerung der Schale die rechte Wahl treffen und dich an der Süße des Kernes erquicken.

Florenz, am Tage des Evangelisten Lukas, im Jahre des Heils 1520."

Nachdem der Abbé das seltsame Schriftstück wiederholt aufmerksam gelesen hatte, versank er, von Erstaunen über die wunderbare Entdeckung, die seine kühnsten Erwartungen übertraf, überwältigt, in tiefes Brüten. An der Echtheit der Urkunde war nicht zu zweifeln. Auch stimmten alle Angaben mit den Berichten Vasaris, den er halb auswendig wußte, genau überein. Wenn nicht alles trog, hatte ihn ein glücklicher Zufall dazu ausersehen, der Welt ein bisher unbekanntes Meisterwerk jenes Künstlers, den er am höchsten schätzte, einen neuen Michelangelo zu schenken.

Doch plötzlich fuhr er, wie von einer Tarantel gestochen, jählings empor und stürzte, so rasch er konnte, ins Refektorium. So weit er sich erinnerte, zeigte die in der Urkunde genau bezeichnete Stelle keine Bemalung, und bald konnte er sich durch den Augenschein von der Richtigkeit seiner Vermutung überzeugen. Von der Nordwand des Refektoriums zwischen den beiden Türen glänzte ihm eine breite, weißgetünchte Nische entgegen, an der nicht die geringsten Spuren von Bemalung sichtbar waren. Auch an den übrigen Wänden des Saales forschte er vergebens nach Verkündigung des Girolamo Mesquino, und ganz niedergeschlagen durch die jähe Enttäuschung, sank er erschöpft in einen Stuhl, von dem aus er die trügerische Wand, die so viel Wunder bergen sollte, verzweifelt betrachtete. Doch allmählich gewann er seine Ruhe wieder und beschloß, der Sache, die vielleicht doch mehr war, als eine plumpe Mystifikation, auf den Grund zu gehen. Er trat nochmals vor die Nische und kratzte erst mit dem Fingernagel, dann mit Hilfe seines

Taschenmessers Tünche und Mörtel herab, geriet aber zu seinem größten Ärger bald auf eine widerstandsfähige Schicht, die er nicht weiter auflockern konnte. Wütend über die neuerliche Enttäuschung schlug er mit der geballten Faust auf die tückische Wand. Doch siehe, sie klang dumpf, und das leise Geriesel herabraschelnder Mauerteilchen verriet, daß sich hier ein Hohlraum befand.

Da er auf eigene Verantwortung nichts weiter unternehmen wollte, eilte er zum Abte, um ihm seine Entdeckung mitzuteilen. Der Abt schmunzelte behaglich, als er den Freund in so großer Erregung von seinen Bibliothekstudien kommen sah und rief ihm entgegen, er hätte doch recht gehabt mit seiner Vermutung, daß sein Kloster besondere Schätze berge.

„Ein Michelangelo, ein echter Michelangelo im Refektorium,“ keuchte der erhitzte Abbé, „eine Sibylle gleich jenen in der Sixtinischen Kapelle!“

„Eine Sibylle von Michelangelo,“ entgegnete der Abt ungläubig, „die hätten wir doch schon früher bemerken müssen.“

„Verdeckt, übertüncht,“ fuhr der Abbé hastig und sich überstürzend fort. „Komm mit, daß wir sie freilegen, aber rasch.“

Lächelnd und kopfschüttelnd erwehrte sich der behäbige Abt mit Mühe des ungestümen Freundes, doch als er vor der hohlen Wand stand und sich von der Richtigkeit aller Angaben des Abbés überzeugt hatte, setzte er eine ernste Miene auf; denn schon sah er im Geiste die kunstliebende Welt aus aller Herren Länder zu seinem Kloster als zu einer zweiten Sixtinischen Kapelle pilgern.

„Wir müssen den Hohlraum öffnen,“ sagte er gewichtig und ließ mehrere mit Handwerkzeug bewaffnete Arbeiter aus dem Garten kommen, die sich sogleich ans Werk machten, und auf seinen Befehl die seitlichen Fugen der Nische angingen. Bald stießen sie auf einen hölzernen Rahmen, der eine straff gespannte, mit Mörtel beworfene und übertünchte Leinwand einfaßte. Als dieser nun mit samt der Leinwand entfernt worden war, sah man wohl nicht das angekündigte und erwartete Machwerk des Mesquino, das, wenn es überhaupt jemals vorhanden gewesen, schon vorher von einem heimlichen Mitwisser entfernt worden war, sondern ein höchst seltsames Gemälde, das die Versuchung des heiligen Antonius darstellte.

In einer freundlichen, baumreichen Flußlandschaft, der eine mächtige Felswand mit einer Höhle ein etwas düsteres Gepräge gab, stand der Heilige, der anscheinend gerade seine Felsenbehausung

verlassen hatte, kein weißbärtiger Alter, sondern ein trotzig blickender, dunkelhaariger Mann mit langen, dichten Augenbrauen, vollen, üppigen Lippen und kräftiger, gebogener Nase, dessen Züge zugleich Geist und Schalkheit verrieten. Er beobachtete spöttisch eine Schar liebreizender, nackter Mädchengestalten, die, ganz geschaffen, einen Heiligen in Versuchung zu führen, auf dem blumigen Rasen vor der Höhle allerlei Spiel und Scherz trieben, und deren Schönste den Heiligen verführerisch lächelnd anblickte. Um den Mann war allerlei Getier dargestellt, ein kleiner Affe, ein Dachs, ein zahmer Rabe, mehrere bunte Vögel und als herkömmlicher Begleiter des Heiligen ein riesiges Mastschwein, das breit und behaglich auf seinem feisten Hinterteile saß und den sich im Grase tummelnden Nymphen entgegengrunzte. Und so faunenhaft begehrlich war der Ausdruck des fast menschenähnlichen Antlitzes des Tieres, das im Mittelpunkte des Bildes stand und die Aufmerksamkeit des Beschauers vor allem auf sich zog, daß sein Anblick weit anstößiger wirkte als das verführerische Treiben der üppigen Schönen.

Das war also das Werk des Giovannantonio, dem sie später den Beinamen Il Sodoma gegeben hatten.

Die beiden Freunde standen lange in stummer Betrachtung vor dem Bilde. Doch bald wich das anfängliche Staunen des Abtes dem Ausdrucke lebhaften Mißbehagens. Er schickte die Arbeiter, die grinsend das Gemälde begafften und schon begonnen hatten, unter verhaltenem Gelächter lose Bemerkungen auszutauschen, aus dem Saale, wandte sich dann zum verblüfften Abbé, der, keines Wortes mächtig, noch immer das Gemälde anstarrte, und sagte unwillig:

„Ist das der Michelangelo, ist das die Samische Sibylle?“

„Die steckt ja dahinter,“ entgegnete der Abbé verlegen.

„Dann weg mit dem Greuel, und zwar so rasch als möglich! Besorge das nur allein, denn ich erlaube nicht, daß noch irgend ein Mensch das Refektorium betritt. Es ist genug des Ärgernisses.“

„Das herrliche Kunstwerk,“ ächzte der Abbé, „solch ein unvergleichliches Meisterwerk soll ich mit eigener Hand zerstören? Nie und nimmer.

„Ich glaubte, du suchtest die Sibylle,“ entgegnete der Abt spöttisch, „unter den Weibern hier ist sie sicher nicht zu finden. Darum weg damit! Entweder du schlägst das Bild auf der Stelle herab, oder ich werde es sogleich übertünchen, und zwar eigenhändig,

damit kein Unberufener mehr es erblicken kann, und die Nische hernach mit Mauerwerk ausfüllen lassen."

Trotz Zureden und Bitten des Freundes ließ sich der sonst so gutmütige Abt nicht bewegen, dem Bilde auch nur die kürzeste Gnadenfrist zu schenken. Er blieb unbeugsam, und schweren Herzens machte sich der Abbé mit Meißel und Hammer an das Zerstörungswerk, da ihm sonst nichts übrig geblieben wäre, als die Nische vermauern zu lassen und damit für immer auf den Michelangelo zu verzichten. Am Ende überwog auch seine Neugierde nach der Sibylle alle andern Bedenken. Um das Gemälde noch so lange als möglich zu schonen, setzte er seine Werkzeuge am Rande der Freske an. Doch schon auf den ersten Schlag löste sich ein großer Teil des Freskoanwurfes ab, und eine wachsartige Zwischenschicht von dem Abbé unbekannter Zusammensetzung wurde sichtbar, die sich ebenfalls leicht entfernen ließ, worauf an der durchgebrochenen Stelle ein neues Fresko zutage trat. Da es hier nun kein Zurück mehr gab, schlug der Abbé herzhafter darauf los, und da die wachsartige, von den Meistern wohl zu diesem Zwecke eingefügte Zwischenschicht das Herabschlagen sehr erleichterte und das darunter liegende Gemälde vor Beschädigung schützte, war die Arbeit in kurzer Zeit vollendet, und das zweite Fresko bot sich den Blicken der Beschauer.

Wiederum war es nicht die Sibylle, die wohl ganz in der Tiefe stecken mochte, sondern der Andrea del Sarto, ein Werk von so auserlesener Schönheit, daß der Abbé, hätte er es nicht besser gewußt, es gewiß für ein Werk des göttlichen Urbinaten gehalten hätte; so edel, rein und harmonisch leuchtete es ihm entgegen.

Es stellte die Begegnung Davids mit der klugen Abigail, der Gattin des geizigen Nabal, dar: Der junge Held inmitten seiner Krieger, zu seinen Füßen das liebreizende Weib, gefolgt von ihren jungen Mägden und einer Jünglingschar, die die für David bestimmten Geschenke trugen, ein entzückendes, unvergleichliches Meisterwerk, in dem del Sarto sich selbst übertroffen und den großen Rafael erreicht zu haben schien.

Nachdem er es lange bewundernd betracht hatte, sagte der Abt: „Das wirst du wohl nicht herabklopfen wollen. Folge meinem Rate und laß die Sibylle Sibylle sein, wer weiß, welche Bewandtnis es mit ihr hat. Jedenfalls ist dir das Kloster, dessen Gastlichkeit du so reichlich lohnst, zu größtem Danke verflichtet, denn ein gleiches Werk birgt weder Florenz noch sonst eine Stadt der Welt."

Befriedigt verließ er das Refektorium und gab den Auftrag, den Saal von Schutt und Staub zu reinigen. Der Abbé aber stand noch immer vor dem Gemälde, und sein anfängliches Entzücken über den neuen Fund wurde durch den Gedanken an das, was er wohl noch verbergen mochte, immer mehr beeinträchtigt und zurückgedrängt. Beinahe unwillig darüber, daß jener del Sarto es hatte wagen können, ihm den Weg zum großen Michelangelo zu versperren, verließ er erst dann den Saal, als die Arbeiter wiederum mit Schaufel und Besen anrückten und ihrem Erstaunen über die rasche Veränderung des Schauplatzes lauten Ausdruck gaben.

Verdrossen und übellaunig schlich der Abbé aus dem Refektorium und wandelte ziellos zwischen den Feigen, Oliven und Weinstöcken des Gartens umher. Dann erstieg er einen kleinen Cypressenhügel, seinen Lieblingssitz nach des Tages Mühen. Doch heute fesselte ihn weder der Blick auf die schönste aller Städte, die sich, gekrönt von der mächtigen Domkuppel und dem zierlich schlanken Turme der Signorie, vor ihm ausbreitete, noch die weite, vom glänzenden Arno durchströmte Talebene, aus der in der Ferne die Türme von Prato, und ganz in feine Nebel gehüllt die Umrisse von Pistoja auftauchten, auch nicht die dunklen Massen des fernen Gebirges, das sich in bläulichen Dunste, überragt von den zackigen Gipfeln der Marmorberge der Carrara, am fernen Horizonte ausdehnte. Für all das hatte er heute kein Auge. Zwiespältige Gedanken durchkreuzten sein Gehirn und ließen ihn nicht zur Ruhe kommen.

Mit Schmerz und Reue gedachte er der erzwungenen Zerstörung des herrlichen Meisterwerkes, und mißtrauisch betrachtete er seine Rechte, wie ein Mörder nach vollbrachter Tat nach Blutspuren an seinen Händen forschen mag. Um so quälender waren seine Gewissensbisse, als er trotz alledem das Ziel, dessen Verfolgung sein frevelhaftes Vorgehen entschuldigen oder doch erklären konnte, nicht erreicht hatte; denn das Werk Michelangelos blieb verborgen, geheimnisvoll und rätselhaft wie die Gestalt, die es darstellen sollte. Und was war Schuld an alledem? Einzig und allein jener del Sarto, der sich nicht gescheut hatte, sein glattes, süßliches Gepinsel an durch die Hand des großen Michelangelo geheiligter Stelle anzubringen. Immer heftiger und herber wurde sein Groll gegen das Werk des herrlichen Meisters, und so weit ging sein Haß, daß er es, wäre es in seiner Macht gelegen,

erbarmungslos der Vernichtung preisgegeben hätte. Nicht, daß es ihm ganz an Einsicht gebrach. In seinem Innern war er sich recht gut des Unrechtes bewußt, das er dem unschuldigen Bilde zufügte, und er, der friedfertige Stubenhocker, verglich sich in grimmigen Stolze mit einem jener großen Tyrannen der Weltgeschichte, die blindwütend ihr Ziel verfolgten und alles, was ihrem Beginnen im Wege stand, schonungslos hinwegräumten und zerstörten.

Bis in seine Träume verfolgten ihn die schlimmen Sorgen. Ein riesenhaftes Weib, ähnlich einer der Sibyllen in der Sixtinischen Kapelle, trat ihm drohend entgegen und forderte gebieterisch ihre Befreiung aus Jahrhunderte währender Gefangenschaft. Und dann erblickte er das spöttische Antlitz des Heiligen, dessen Begleiter ihm grunzend und quiekend entgegenwatschelte und ihn gleich einen Alp unter seiner Last zu begraben drohte.

Am nächsten Tage versuchte er es noch einmal, die Zustimmung des Abtes zur Aufdeckung der Sibylle zu erhalten, obgleich er nach dessen Worten vom Vortage nur geringe Hoffnung hegte, ihn umzustimmen. Und in der Tat zeigte sich sein sonst so lenksamer Freund noch hartnäckiger und unbeugsamer, als da es galt, die sofortige Entfernung des Sodoma zu verhindern. Es wäre Wahnwitz, meinte er, ein Bild, das man leichtlich für ein Hauptwerk Rafaels ausgeben könnte, zu vernichten, und das auf die bloße Vermutung hin, daß es etwas anderes, das doch sicher nichts Besseres sein könne, verberge. Es erschiene ihm überhaupt zweifelhaft, Michelangelo sich an jenem Wettkampfe beteiligt habe. Dazu hätte sich der solchen Scherzen abgeneigte und ungesellige Meister kaum wohl hergegeben, und auch die anderen Künstler hätten sich wohl auf solch ein selbstmörderisches Beginnen nicht eingelassen.

Nach langem, vergeblichem Zureden überzeugte sich der Abbé von der Fruchtlosigkeit aller weiteren Bemühungen, den Abt eines bessern zu belehren. Gedrückt und kummervoll kehrte er zu seinen Büchern zurück und saß grübelnd über der unseligen Urkunde, deren geheimsten Sinn zwischen den Zeilen herauszulesen er sich abquälte. Doch da er auch hier weder Rat noch Trost finden konnte, beschloß er, vorerst noch zuzuwarten und das Weitere der Zukunft zu überlassen. Er selbst war sich bereits klar darüber, was zu geschehen hatte. Der Sibylle zuliebe mußte alles andere geopfert werden, und das Todesurteil über das Fresko des del Sarto war endgiltig gefällt. Hier gab es keine Rücksichten, und es galt nur, den

geeigneten Zeitpunkt abzuwarten, um den Abt zu überzeugen, zu überlisten oder, falls das alles fehlschlagen sollte, auf eigene Gefahr hin zu handeln.

Er mußte sich nicht lange gedulden, denn schon wenige Tage nachher mußte der Abt für kurze Zeit verreisen. Der Zufall war ihm günstig, und der geeignete Moment durfte nicht verabsäumt werden. Gleich am Tage nach der Abreise des Abtes schlich sich der mit Meißel und Hammer bewaffnete Abbé zu einer Zeit, wo die Klosterbrüder ein jeder ihren Obliegenheiten nachgingen, ganz heimlich, damit ihn niemand überraschen konnte, ins Refektorium. Denn der Abt, den sein hartnäckiges Drängen mißtrauisch gemacht hatte, hatte ihn seit jenem Tage nicht mehr im Refektorium allein gelassen und möglicherweise auch für die Zeit seiner Abwesenheit Vorsorge getroffen und den Auftrag gegeben, den Abbé zu überwachen. Allem Anscheine nach hatte ihn niemand bemerkt, und ungestört stand er vor dem Gemälde, dessen Untergang er beschlossen hatte. Weder das verführerische Lächeln der schönen Abigail, noch das strahlende Antlitz des jungen David konnten ihn rühren und seinen Entschluß wankend machen. Noch ein letztesmal zauderte er, da er sich das Zürnen des heimgekehrten Abtes vergegenwärtigte. Doch bald beschwichtigte er auch diese Bedenken; die Sibylle würde schon zu seinen Gunsten sprechen.

Bevor er ans Werk ging, wollte er sich noch überzeugen, ob unter dem Fresko auch tatsächlich ein anderes verborgen wäre. Vorsichtig entfernte er einen kleinen Teil am Rande des Bildes und sah zu seiner freudigen Genugtuung ein neues Fresko aus der Lücke hervorblinzeln. Nun glaubte er seiner Sache ganz sicher zu sein. Er vergrößerte die Öffnung und geriet dabei in solch hitzigen Eifer, daß er, ohne darauf zu achten, was er zerstörte und was zum Vorschein kam, blindlings auf das Fresko, das sich nicht minder leicht ablösen ließ als das erste, loshämmerte und der Boden bald mit den Trümmern des Wandgemäldes bedeckt war.

Doch was bot sich seinen Augen dar! Ein Anblick, der ihm fast die Besinnung raubte und einen Schrei des Entsetzens entriß. Da war es also, das neue Fresko, der Sankt Georg Drachentöter des Francia Bigio, an das er in seiner Verblendung gar nicht mehr gedacht hatte, durch Feuchtigkeit bis zur Unkenntlichkeit verunstaltet, eine mit schimmligen Flecken bedeckte Fläche, die kaum mehr als die Umrisse der Darstellung erkennen ließ. Nur der

Kopf des greulichen Drachenungetüms war wie zum Hohne erhalten geblieben, eine teufliche Fratze, die dem armen Abbé boshaft und schadenfroh entgegengrinste.

Die Sibylle, selbst wenn sie noch darunter lag, war verloren. Doch vielleicht hatte sie ein Wunder gerettet, ein Werk Michelangelos war wohl ein Wunder wert. Vielleicht hatte die wachsartige Zwischenschicht, die die Maler zwischen die einzelnen Fresken eingefügt hatten, die Feuchtigkeit, deren Ursache, wie sich später herausstellte, eine schadhafte Dachrinne gewesen war, von der Sibylle abgehalten. Doch auch der letzte, schwache Hoffnungsschimmer erlosch, denn nur rohes Mauerwerk und morsche Ziegel förderte der Abbé mit Meißel und Hammer zutage.

Zu spät raufte sich der Abbé die spärlichen, grauen Haare, zu spät fluchte er seiner Torheit. Wie berechtigt waren doch die Bedenken des Abtes gewesen, wie hatte er nur verstockt und taub die Stimme der Vernunft überhören können! War es denn auch anders zu erwarten gewesen? Die übermütigen Kumpane hatten ihn genarrt und den Namen Michelangelos als Köder benützt, um ihm, ja der ganzen Nachwelt, diesen schlimmen Possen zu spielen, und es war ihnen nur zu gut gelungen, wenigstens auf diese an den späteren Bewunderern eines Großen, von dem sie sich verdunkelt sahen, ihr Mütchen zu kühlen.

Und der arme Abbé stand nun vor dem traurigen Ergebnisse seiner Forschertätigkeit wie ein Kind, das einen Blick in das Innere seines Spielzeugs werfen wollte und zu spät einsieht, daß es dadurch sein Spielzeug für immer verdorben hat.



Franz Liszt.

Den interessantesten und bedeutendsten aller Virtuosen, Franz Liszt, der auch als Komponist und Schriftsteller hervorragend war, kannte ich noch aus seiner genialen weltlichen Zeit. Gesehen und gehört hatte ich ihn wohl schon bei seinem meteorartigen Auftauchen in den Dreißiger-Jahren, wo er durch sein hinreißendes Spiel und die gewinnendsten persönlichen Eigenschaften, sowie durch das denkbar fesselndste, durch Kriehubers Steinzeichnung meisterhaft verewigte Äußere die Herzen im Sturm einnahm. In persönliche Berührung kam ich mit ihm aber erst in den letzten Vierziger-Jahren. Im Gasthof „zum Erbprinzen" in Weimar wohnte ich 1848 einige Monate hindurch nicht weit von den Zimmern, in welchen Liszt sein ständiges Tag-Quartier hatte; die Nächte brachte er meistens auf der „Altenburg" nächst Weimar zu, in welchem Schlosse die Fürstin W. wohnte, die, nach Trennung von ihrem Gatten, dem damals in Weimar ansäßigen, von ihr vergötterten Liszt aus Petersburg nachgefolgt war.

Ich hatte da manchen Genuß, wenn ich öfter den noch immer lebendig strebenden Tonmeister in Gesellschaft, oder ganz allein für sich, auf seinem Klavier spielen und dazwischen geist- und kenntnisreich plaudern hörte. Es wurde mir da, betreffs seines Klavierspieles, so recht klar, daß neben seiner leichten Bewältigung der äußersten Schwierigkeiten, sein Hauptvorzug darin bestand, daß er stets ein in künstlerischer Weise durchgeführtes rhythmisches Ganzes ebenso mit genialer Verve als mit Delikatesse hinklingen oder hinbrausen ließ ans entzückte Ohr. Auch manches Quartett hörte ich da in trefflicher Ausführung, wozu an einem bestimmten Abend einige Mitglieder des Hoftheater-Orchesters kamen.

Bei einer solchen Gelegenheit konnte ich einmal auch die ganz außerordentliche musikalische Gewandtheit Liszts bewundern. Einer der Mitspieler hatte nämlich ein Liszt noch unbekanntes Quartett gebracht, welches ihn — nach flüchtigem Durchblick — interessierte. Sie fingen an zu spielen und es ging ganz vortrefflich, als hätten sie es einstudiert. Da öffnete sich leise die Tür, und einer der gewöhnlichen Besucher dieser nur unter wenigen Bekannten abgehaltenen Abende, der sich verspätet hatte, kam herein. Liszt hatte ihm gerade notwendig etwas zu sagen und winkte ihn zu sich. Ich lehnte am unteren Ende des freistehenden Klaviers und

sah nun ganz genau, daß Liszt nach dem Wenden eines Blattes seiner Klaviernoten einen raschen Blick über die ganze Seite machte und dann leise mit dem Gekommenen — nur manchmal einen Blick in die Noten werfend — sprach, und in dieser Weise die ganze Seite spielte, ohne, daß man im geringsten merkte, daß er das meiste fast auswendig gespielt.

Seine Gewandtheit und Geistesgegenwart zeigte sich auch einmal in ganz anderer Art. Als ich in jener bewegten Zeit gerade von einer Volksversammlung, in der ich zu sprechen hatte, in dem Gasthof zurückkam, stand vor demselben ein großherzoglicher Wagen, und Liszt, der als Hofkapellmeister zu einer festlichen Tafel zu fahren im Begriffe war, kam mir mitten auf der Stiege entgegen. Er war ganz mit Orden behangen, die er ja in allen Kalibern und Qualitäten besaß. Ein größerer Gegensatz als ein von einer demokratischen Volksversammlung Kommender und ein zu Hof Fahrender, mit Orden Behangener, war wohl nicht leicht denkbar. Liszt, der es wußte, woher ich kam, empfand dies auch natürlich lebhaft in diesem Augenblick. Der gewandte Weltmann, der — nebenbei gesagt — eher alles andere als ein „Ungar" war, reichte mir die Hand und sagte, im Herabschreiten über die Stufen, lächelnd: „Ihr Demokraten seid doch gut daran! Ihr könnt leicht und ungeniert durchs Leben gehen und nicht, wie andere, in Ketten und Banden!"

Freilich traf dies nur im Augenblick einigermaßen zu. — Aber auch eine sehr tolle Geschichte erlebte ich damals mit Liszt, die fast unglaublich klingt; doch, wie gesagt, ich habe sie miterlebt. Ein mit ihm befreundeter Pole, der ein paar Jahre in Weimar zugebracht hatte, zog von da fort und gab am Tag vorher ein Abschiedsessen. Auch ich war mit dem Manne gut bekannt und nahm, sowie zwei Professoren aus Jena — der längst gestorbene, auch als Improvisator renommierte O. L. B. Wolff und der tüchtige Pathologe Siebert — an der ziemlich zahlreich besetzten Tafel teil. Gleich vom Anfang an ging der mit Champagner gefüllte polnische Stiefel, den man austrinken mußte, herum, und es währte nicht lange, so befand sich alles in heiterster Stimmung. Gegen Ende des mannigfach belebten Mahles waren alle mehr oder weniger bereits bedenklich taumlich geworden. Liszt hatte seinen Rock ausgezogen und das Halstuch abgenommen und war

in lustigster Laune. Auf einmal fällt ihm ein, daß der neben ihm sitzende Professor Siebert ihm versprochen, ihn gelegentlich zu auskultieren, und er forderte diesen auf, es jetzt — da gerade so gute Gelegenheit dazu sei — zu tun. Dabei riß er sein Hemd an der Brust auseinander. Siebert, der auch schon recht vom Gotte voll war, nickte lachend, nahm ein Papier aus der Seitentasche seines Rockes, formte ein Stethoskop daraus und setzte dasselbe wankend an Liszts entblößte, ihm hingehaltene Brust. Diesen Augenblick wollte nun Professor Wolff, der noch bei der Tochter der Fürstin W. eine englische Lesestunde abzuhalten hatte, benützen, um ungesehen von Liszt — welcher ihn schon kurz vorher nicht fortgehen lassen wollte — sich wegzuschleichen. Es war ihm auch gelungen, über die Stiege hinabzukommen, als Liszt plötzlich den Abgang Wolffs bemerkte. Er sprang — halb entkleidet, wie er war — rasch auf und lief dem forteilenden Wolff, um ihn zurückzuhalten, nach. Liszt gelangte bis zum Haustor, ohne ihn noch einzuholen. Er stürzte in seiner weinseligen Aufgeregtheit hinaus, lief zur Ecke der nächsten Straße, konnte aber von Wolff, der einen anderen Weg gegangen war, nichts mehr sehen. Er rannte — in Hemdeärmeln, mit offener Brust und mit fliegenden Haaren — nun die halbe Straße hinab, bemerkte aber da auf seinem absonderlichen Ausfluge jetzt ein hübsches Mädchen, welches strickend an einem Haustor stand. Liszt hält vor ihr an, sagt ihr einige flammende Schönheiten und will sie umfassen und küssen. Das Mädchen erschrickt, läuft durch die Einfahrt in den Hof des Hauses; Liszt ihr nach. Sie erreicht die Kellertür und flieht in den Keller. Liszt verfolgt sie bis hinab. Am Brunnen im Hofe schöpfte ein Knecht eben Wasser in einem Kübel. Der Knecht, das ganze sehend, nimmt den vollen Kübel, geht zur Kellerstiege und gießt das Wasser über Liszt. Der stürmt nun, natürlich etwas ernüchtert, über die Stiege herauf, eilt triefend auf die Straße hinaus, und so fanden wir ihn, die wir ihm nachgeeilt waren, und führten ihn in wunderlichem Zuge zurück. — Es läßt sich denken, welches Aufsehen der Vorfall am hellichten Tage in dem stillen Weimar machte. Die Großherzogin war sehr alteriert über das damit verbundene öffentliche Ärgernis, und nur die große Vorliebe, die sie für Liszt hatte, sowie besonders auch die Erklärung jenes Mädchens, daß ihr Liszt gar nichts zu Leid getan, und daß sie nur sehr erschrocken gewesen sei und geglaubt habe, es sei ein Wahnsinniger, bewirkten,

daß die ganze tolle, an sein Bassin-Bad in Budapest mahnende Geschichte mit einem dicken Schleier bedeckt worden ist. —

Welche Wandlungen gehen doch in einer Menschennatur vor sich! 1865 wurde der schrankenlos sturmvolle, der unerreicht sieghafte Fraueneroberer Liszt bekanntlich Abbé! Ob wohl der spätere Träger der Soutane, welches heilige Kleid — wer ahnt das? — weniger in einer mystisch-romantischen Neigung, als vielmehr hauptsächlich in der Furcht vor den allzu drückenden Fesseln der Fürstin W. seine Erklärung finden soll, im Alter manchmal an diese tragi-komische Taufe dachte?

Erst im Jahre 1852 sah ich Liszt in Zürich wieder, wo er Richard Wagner besuchte, und wo ich mehrmals Zeuge interessanter musikalischer Mitteilungen beider war, indem Wagner ihm allerlei Entstehendes am Klavier andeutete und Liszt in genialer Improvisation die merkwürdigsten, erstaunlichsten Dinge hinwarf, manchmal aber auch — aus seinem „Buch der Lieder" — die einfachsten, seine lieblichsten, allerschönsten Gedanken.

Von persönlichem Interesse für mich ist es, daß Liszt aus dem größeren, von Clara Schumann trefflich komponierten Lieder-Zyklus aus meiner „Jucunde", das dritte Lied „Geheimes Flüstern", außerordentlich schön fürs Klavier übertrug, welches — in einem Hefte seiner reizenden „Transskriptionen" enthalten — in vielen Händen sich befindet und allüberall und stets erfreuen wird.



Ferdinand Raimund.

Vom unglücklichen und unvergeßlichen Dichter und Schauspieler Ferdinand Raimund wurde erzählt, daß er „ohne Kopf" begraben worden sei. In der Tat sank derselbe, nachdem ihm die Schädeldecke abgenommen worden, ins Grab. Die Geschichte erregte damals vieles Aufsehen. Falsche und boshafte Gerüchte waren in Umlauf. Die Wahrheit zu erforschen bemühte sich niemand. Nach den Aufzeichnungen meines verewigten, von einer Seite sogar als „Leichenräuber" bezeichneten Vaters und nach meinen eigenen Erinnerungen bin ich in der Lage, mit einer kurzen authentischen

Darstellung des ganzen düsteren Ereignisses dieses Selbstmordes und des tatsächlich sich daran Knüpfenden in die Öffentlichkeit zu treten, in der Überzeugung, daß dieselbe alle Freunde Raimunds und alle Freunde der Wahrheit gewiß interessieren wird. Zugleich wird aber auch ein Streiflicht über die vormärzlichen Zustände in Bezug auf die Stellung der damaligen Behörden zur Wissenschaft u. s. w. geworfen.

Raimund reiste gegen Ende August 1836 auf seine ländliche Besitzung bei Gutenstein, wo ihm sein Haushund zufällig an der linken Hand unbedeutend die Haut ritzte. Bald danach begab er sich mit seiner Freundin Antonie Wagner nach Mariazell, wo er einen Freund, den Wiener Kaufmann Michael Neumayer, fand, in dessen Gesellschaft er die Rückreise nach Wien machen wollte. Sie blieben zusammen von 28. auf den 29. August über Nacht in Lilienfeld und fuhren am 30. Vormittags nach Pottenstein. Daselbst im „Hirschen"-Wirtshause angelangt, trennten sie sich. Neumayer fuhr nach Baden, Raimund aber von Pottenstein wieder zurück nach seinem Landhause bei Gutenstein, um nach dem Hunde zu sehen, welcher ihn gebissen hatte. Daselbst angelangt, fand Raimund den Hund erschlagen und bereits verscharrt, und es wurde ihm bedeutet, daß der dortige Hirt den Hund für tollwütig gehalten habe.

Dies setzte den unglücklichen Raimund in die bangste Besorgnis. Allsogleich kehrte er nach Pottenstein zurück und bestellte sich einen Wagen, um am 31. August Morgens um 5 Uhr nach Wien zu fahren. Eine außerordentliche Ängstlichkeit vor einem möglichen Ausbruch der Wasserscheu ließ den Armen die ganze Nacht nicht ruhen. Morgens 4 Uhr stand er auf, öffnete die Fenster und klagte laut über ein ungewöhnliches Gefühl von Hitze, Angst und banger Furcht, das er nie empfunden habe. Seine Freundin, dadurch in Schrecken gesetzt, suchte ihn zu trösten, und sie nahm ein Glas, um ihm frisches Wasser zu bringen. Als sie aber, zurückkommend, in die Stube trat, sah sie Raimund, der sich inzwischen aufs Bett gesetzt hatte, sein Handterzerol nach dem Munde führen und einen Schuß abfeuern, worauf der Bejammernswerte lautlos zurücksank. Bestürzt lief sie zum offenen Fenster und zur Türe und schrie um Hilfe. Der Wirt Schönbichler eilte herbei, sah den das Terzerol in der rechten Hand haltenden Raimund blutig auf dem Bette liegen, packte ihn und rief, ihn rüttelnd: „Raimund, was haben Sie getan —?" Darauf setzte sich Raimund auf, schaute

den Wirt groß an, rief mehrmals: „Ach Gott!“ und andere undeutliche Worte aus, und fiel wieder aufs Bett zurück — — —

Der Wirt brachte sogleich den im Wirtshause wohnenden Dr. Holzer herbei und schickte auch um den Ortswundarzt Kaibel. Beide Ärzte untersuchten den ausgestreckt Daliegenden, fanden den rechten Arm und Fuß gelämt, und trachteten vor allem, das gegen den Unterleib zu festgehaltene Terzerol von der gelähmten Hand loszulösen. Aus Nase und Mund floß Blut. Die Ärzte reinigten das Gesicht vom Blute und fanden, daß die Kugel hinter den Schneidezähnen durch die Mitte des harten Gaumens in den Kopf gedrungen war. Raimund machte mit der linken Hand automatische Bewegungen nach dem Kopfe und zeigte mit derselben auch an, daß er schreiben wolle. Sogleich gab man ihm eine Feder in die linke Hand und legte das nächste Stückchen Papier darunter. In schiefer Linie von der linken zur rechten Seite herab, aber ganz deutlich, schrieb er die von gebrochenem Mut zeugenden Worte: „Gott anbeten.“

Die beiden Ärzte verordneten kalte Umschläge auf den Kopf, erwarteten aber übrigens nichts anderes, als das baldige Hinscheiden des tötlich Getroffenen.

Die Freundin Raimunds sendete gleich darauf einen Wagen zu meinen Vater nach Baden, wo derselbe als weit und breit rühmlichst bekannter Arzt seit dem Anfang des Jahrhunderts (1778 geb.) wirkte, und erbat sich schriftlich dessen Kommen mit dem Bedeuten, daß der Zustand Raimunds äußerst gefährlich sei.

Mein Vater folgte so schnell als möglich der Aufforderung und bereits Mittags war er an Ort und Stelle. Er nahm mich, der ich damals 17 Jahre zählte und zum Arzt bestimmt war, mit.

Als wir in die Stube des Kranken traten, lag Raimund ausgestreckt im Bett, die Augen waren geschlossen, die Augenlider vom sugilliertem Blut schwarzblau, aufgeschwollen. Aus beiden Nasenlöchern floß Blut, welches Raimund mit seiner linken Hand immer wegzuwischen suchte. Dabei atmete er röchelnd, hatte einen kleinen Puls und die Haut war kalt. Die rechte Seite war lahm. Sprechen konnte er nichts, doch er hörte alles mit vollem Bewußtsein und machte auf Verlangen den Mund zur Untersuchung auf. Mein Vater nahm sofort die nötige ärztliche Hilfe vor, prognostizierte aber den baldigen Tod.

Als mein Vater auf neues Verlangen Tags darauf, Nachmittags, wieder nach Pottenstein kam, fanden wir (ich war wieder mitgefahren) erstaunlicherweise den Armen nicht nur noch am Leben, sondern sogar noch bei vollem Bewußtsein. Beim Hintreten meines Vaters ans Bett schlug Raimund die Augen auf (die Geschwulst war durch die kalten Umschläge ganz ausgeglichen), schaute denselben mehrmals mit bedeutendem Blick an, konnte aber kein Wort sprechen. Auf Befragen um sein Befinden zeigte er mit den Fingern der linken Hand in den Mund, machte denselben auf Wunsch gehörig auf, ließ sich ruhig untersuchen und recht gern einen noch vorhandenen störenden Knochensplitter wegnehmen. Die Ordination blieb mit wenig Abänderung dieselbe. Meinem Vater drückte Raimund darauf mit dankendem Blicke die Hand.

Obwohl die Anwesenden, besonders Raimunds Freundin, Antonie Wagner, alle Hoffnungen auf Wiedergenesung hatten, so mußte mein Vater leider bei seiner ersten traurigen Prognose bleiben.

Ich erinnere mich noch lebhaft, daß ich mich von dem schwer Leidenden — den ich auf der Bühne in allen seinen Werken, stets tief ergriffen von seinem eigentümlichen, in dieser Art wohl nie wiederkehrenden Gemütston, gesehen hatte — fast nicht trennen konnte, und daß er auch mich aufmerksam mit einem unbeschreiblichen Blick angeschaut, als ich, schon im Weggehen, nochmal an sein Leidenslager getreten war.

Ich und mein Vater sahen nun Raimund lebend nicht mehr. Raimund wurde nämlich, nachdem wir ihn verlassen, von Tag zu Tag schwächer, bis ihn endlich am 5. September um 3/4 Uhr Nachmittags der Tod von seinen qualvollen physischen und moralischen Leiden befreite.

Auf schriftliches Ansuchen des Landgerichts-Verwalters Glaser in Gainfarn fuhr mein Vater am 6. September Nachmittags nach Pottenstein, um daselbst als Landesgerichtsarzt die Obduktion der Leiche vorzunehmen. Auch ich befand mich mit dem Instrumenten-Kästchen in dem Wagen.

Im Beisein des Landgerichts-Verwalters, des Aktuars, des Dr. Holzer und Wundarztes Kaibel wurde die Obduktion vorgenommen und ein ausführlicher Bericht darüber verfaßt.

Es würde zu weit führen, wollte ich alles hier wiedergeben, was in diesem mir vorliegenden Berichte enthalten ist. Einiges jedoch ist von besonderem Interesse.

„Nach Entblößung des Schädels fand sich am vorderen oberen Rande des linken Seitenwandbeines, nahe an dem Zacken der Kranznaht, ein vier Linien im Umfange großer schwarzblauer Fleck. Nach Abnahme der sehr festen Hirnschale zeigte sich innen an der Stelle des dunklen Fleckes, wo die Hirnhaut sehr schwer abzulösen war, ein bis an die äußere Knochentafel reichendes, bei fünf Linien im Umfange messendes splittriges, fast rundes Loch im erwähnten Seitenwandbein. An demselben Seitenwandbein fanden sich, einige Linien dahinter, an der Pfeilnaht ein fingerbreiter natürlicher Eindruck (Knochenvertiefung) und zwei bis an die äußere Tafel reichende kleine runde Löcher. Die feste Hirnhaut bildete an der Stelle der splittrigen Verletzung des Seitenwandbeines eine offene Wulst von der Größe einer halben Haselnuß, worin kleine Knochensplitter sich fanden. Übrigens lag auf der obersten Hirnhaut kein Extravasat. — Nach Zurücklegung der festen Hirnhaut zeigte sich, daß alle sichtbaren Gefäße des Gehirns von Blut strotzten. Gerade unter der angeführten offenen Wulst der festen Hirnhaut fand sich durch den vorderen Teil des hinteren Lappens des großen Gehirns ein Loch, worein man bequem einen Finger stecken und in der Tiefe die bleierne Kugel fühlen konnte. Nach Herausnahme derselben, die auf einer Seite ganz rauh war, konnte man durch diesen Schußkanal bis auf die unteren Schädelknochen fühlen. Weiter war im Innern des Gehirns nichts Abnormes zu finden. Am Grunde des Schädels fand sich links bei drei Unzen extravasiertes geronnenes Blut. — Nach Wegnahme des Gehirns fand sich das unregelmäßig runde Schußloch gerade in der Mitte, drei Linien hinter dem Siebbeinstachel und zwei Linien vor dem Sattelhöcker, wodurch der hintere Teil der senkrechten Platte des Siebbeins, der Schnabel und die Hörner des Keilbeins und der mittlere Teil des Stirnbeins an beiden Seiten zerschmettert waren. — Bei dem senkrecht gemachten Durchschnitt der Schädel- und Gesichtsknochen fand sich, daß der drei Linien hinter den oberen Schneidezähnen in der Mitte des Gaumens beigebrachte Schuß mit einer Öffnung von dreiviertel Zoll bei seinem Gange in die Schädelhöhle folgende Teile zertrümmert hatte: die beiden Oberkieferbeine, das Pflugscharbein, die Nasenmuscheln; auch das Sieb- und Keilbein waren zum großen Teil zerstört. Von allen diesen Knochenanteilen lagen unzählige Splitter und Trümmer in dem gangränösen Schußkanale, daher kam es auch, daß man dem noch

Lebenden mit dem Finger ganz bequem durch den Schußkanal des Gaumes bis an das Siebbein und in die hygmorischen Schleimhöhlen des Oberkiefers fühlen konnte, ohne die ins Gehirn gedrungene und dort liegen gebliebene Kugel zu finden.

Die Zähne standen fest, die Zunge und der hintere Gaumen waren unverletzt, daher auch das Schlucken und das Sprechen von Worten unmittelbar nach der Verwundung noch möglich war. Aus dem Gang der letzteren ist auch das unmöglich Scheinende zu erklären, daß (weil kein edler Teil des Gehirns verletzt war) der Unglückliche nicht nur sieben Tage leben, sondern auch sechs Tage bei fast vollen Bewußtsein bleiben, die Augen öffnen, sehen und, wie erwähnt, etwas sprechen und schreiben konnte."

Während der Obduktion hatte mein Vater mir den Auftrag gegeben, die abgesägte Schädeldecke etwas zu reinigen und, in Papier eingepackt, für ihn mit nach Hause zu nehmen, worüber auch im Obduktionsberichte wörtlich enthalten ist: „Der mitgefertigte Landesgerichts-Wundarzt hat die Schädeldecke zur genauen Beschreibung des Obduktionsberichtes zu sich genommen und für seine reichhaltige Sammlung von Präparaten bestimmt."

Zu Hause angekommen, formte sich mein Vater die mitgenommene Schädeldecke in Gyps ab, und fand dieselbe phrenologisch äußerst interessant. Er notierte sich darüber folgendes: „Nicht bald sah ich einen Schädel, an welchem mehrere Organe — nach Gall (der meinem Vater 1825 von Paris aus seine in Wien zurückgebliebenen vielen Schädel und Gypsbüsten für dessen Museum überlassen hatte) — entwickelter, ja sogar in beträchtlichen Erhöhungen, sich vorfanden. Das Organ der Einbildung, Nachahmung, Vergleichung, Ursächlichkeit, Umhersehung, Liebe zu Ereignissen, Beständigkeit und der Hoffnung fanden sich mehr oder weniger entwickelt." —

Am 8. September Frühmorgens kamen zwei Herren (Herr Ignaz Wagner — der Bruder der Freundin Raimunds — und der Doktorand der Chirurgie Herr Schilling) zu meinem Vater in dessen Wohnung und forderten in gröblicher Weise die Schädeldecke zurück, mit dem Vorgeben, daß letztere mit dem Leichnam begraben werden solle, und mit dem Bedeuten, daß bei einer Weigerung eine Anklage eingeleitet werden würde. Mein Vater folgte diesen ihm ganz unbekannten Leuten natürlich das seltene Objekt nicht aus.

Raimunds Leiche wurde inzwischen von Pottenstein nach Gutenstein zur Beerdigung abgeführt, woselbst am 8. September das feierliche Leichenbegängnis stattfand. (Der Nachlaß Raimunds soll bei 60.000 fl. K.-M. betragen haben. Sein 1834 in München verfaßtes Testament setzte seine Freundin Antonia Wagner zur Universal-Erbin ein und bestimmte für seine von ihm getrennt lebende Gattin und einige andere Personen bloß kleine Legate.)

Am 13. September 1836 erhielt die Herrschaft Gutenbrunn bei Baden vom k. k. Kreisamte V. U. W. W. den Auftrag, den als Kläger gegen meinen Vater (in mehr als tendentiöser Weise) aufgetretenen Josef Ritter v. Chatarin, Sekretär des Leopoldstädter Theaters (!), „durch allsogleiche, nötigenfalls sogar zwangsweise Verhaltung zur Rückstellung des fraglichen Objektes klaglos zu stellen."

Mein Vater, der über die ganze Sache gar nicht einmal vernommen worden war, verweigerte dem mit der Forderung auftretenden Herrschaftsverwalter durchaus die Herausgabe der Schädeldecke und er gab zu Protokoll, daß die Klage verleumderisch, falsch, und höchst beleidigend sei, und daß er es für nötig erachte, eine hohe Stelle über die Wahrheit in dieser Angelegenheit vollständig aufzuklären.

Von den Ausführungen meines Vaters seien hier nur kurz die Punkte erwähnt, daß er nicht zur Obduktion bloß „zugelassen", sondern als Landgerichtsarzt amtlich dazu aufgefordert worden sei; daß er die Schädeldecke sich nicht „heimlicherweise zugeeignet", sondern daß er selbe vor aller Augen mit sich genommen habe; ferner daß der Obduktionsarzt — besonders bei Selbstmördern — immer das Recht gehabt habe, interessante Objekte zur wissenschaftlichen Verwendung mitzunehmen; ferner daß kein berechtigter Verwandter vorhanden sei, und überhaupt niemand Einsprache an Ort und Stelle erhoben habe; endlich daß er am selben 8. September, an welchem er die Herausgabe an insultierende Fremde verweigerte, zum Landgerichts-Verwalter gefahren sei, um demselben (der ärgerlichen Sache ein Ende zu machen) die Schädeldecke zu seiner Verfügung zu stellen, daß derselbe jedoch das Objekt durchaus nicht annehmen wollte, mit dem Bemerken, das interessante Präparat sei in meines Vaters Sammlung am besten aufbewahrt und überhaupt werde mittlerweile bereits das Leichenbegängnis stattgefunden

haben. Zum Schluß war beigefügt: „Das Objekt steht dem Kreisamte, wenn ich nach Beherzigung dieser gegebenen Aufklärung kein Recht auf dessen Besitz haben sollte, zur Verfügung bereit, nur bitte ich, dem Herrn Kläger seine Verleumdung u. s. w. strenge zu verweisen."

Darauf erhielt mein Vater am 15. Oktober 1836 durch die Herrschaft Gutenbrunn die Bekanntmachung eines kreisamtlichen Dekrets, in welchem die Herrschaft angewiesen wird, die fragliche Schädeldecke zurückzuverlangen, indem das Kreisamt gesonnen sei, selbe „der Direktion des allgemeinen Krankenhauses in Wien zur Aufnahme in das daselbst befindliche pathologische Museum abzutreten."

Da mein vielbeschäftigter Vater die Umständlichkeiten eines Rekurses vermeiden wollte, und ihm die ganze Angelegenheit schon sehr lästig war, so sendete er die Schädeldecke, mit einem Protest gegen das ganze Verfahren, an die Behörde zur Übergabe an „die Direktion des allgemeinen Krankenhauses" (wo er gegen Ende des vorigen Jahrhunderts Assistent des damaligen Primararztes Dr. Sartory und Schüler des berühmten Peter Frank gewesen) unverweilt ein.

Am 11. November erhielt mein Vater darauf den kreisämtlichen Bescheid: Das Kreisamt übergebe die Schädeldecke gleichzeitig den „Bevollmächtigten der Erbin" zur weiteren Verfügung!!

Ein schönes Exempel vormärzlichen Vorgehens der Behörden!

Und die merkwürdige Schädeldecke ist auch wirklich nicht an das bezeichnete Institut abgegeben worden.

Wenigstens versicherte mir der Verfasser des Romanes „Ferdinand Raimund", Adolf Bäuerle, der in letzterem (nach einer unrichtigen Mitteilung der „Allg. Ztg." vom Jahre 1836) die Sache so dargestellt hatte, als läge Raimund infolge eines „Leichenraubes" ganz ohne Kopf im Grab, — welche arge Verunstaltung des Tatsächlichen ich in der Theaterzeitung berichtigte —, wenigstens versicherte mir Bäuerle, daß er nachträglich gehört habe, die Schädeldecke sei damals in Wagner'schem Besitz gewesen. —

Wo mag die interessante, von so sonderlichem Schicksal getroffene Knochenschale, die das wunderbare, von den eigentümlichsten Gedankenströmen durchzuckte Hirn des hochbedeutendsten Volksdichters

Österreichs umschloß, wo mag die heilige Gedankenschale Raimunds, die ich mit ernstem Sinnen einst in meinen Händen trug, wohl gegenwärtig sein?

* * *

So schrieb ich damals 1872 (im Wiener Journal „Presse"). Jetzt (1886 am 50jährigen Gedenktage seines Todes) weiß ich, daß die Schädeldecke Raimunds nicht nur wirklich an die Antonia Wagner ausgefolgt worden war, sondern daß diese so sehr umstrittene, wehmütig-interessante Knochenreliquie des genialen dramatischen Gestalters, nach dem vor einigen Jahren erfolgten Tode der letzteren, — mit allerlei Gerümpel (!) — zum Trödler gewandert wäre (!!), wenn dieses Schicksal nicht durch die im letzten Augenblick stattgefundene Erwerbung für den Wiener Stadtgemeinde-Bibliotheks- und Museums-Direktor Dr. Glossy (1903) entsprechende Abwendung erfahren hätte, welcher also Raimunds Schädeldecke gegenwärtig besitzen soll. (Ob diese, aus zweiter Hand in den jetzigen Besitz gekommene Schädeldecke wirklich die mir wohlbekannte des armen Raimund ist, konnte ich bis jetzt nicht konstatieren, da mir — trotz wiederholter Versuche, dieselbe zu sehen, — dies nicht gelang.)

Der Gypsabguß aus dem Jahre 1836 befindet sich heute noch im Museum meines 1842 verstorbenen Vaters, welches (seit 1867) — durch Schenkung —, als „Städtisches Rollett-Museum", Eigentum der Stadtgemeinde Baden bei Wien ist.*)

Der lebendig sprechende Kopf Raimunds ist uns durch Kriehubers Hand in einer seiner vortrefflichsten Steinzeichnungen erhalten.



*) Als Ergänzung der oben erwähnten Beziehungen Raimunds zu Antonie Wagner diene, daß im „Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft" IV (1894) sehr intime, sein arg schwarzsehendes Wesen zeigende Briefe an dieselbe aus dem Jahre 1725, über seine Gastspiel-Vorstellungen in Baden 2c. enthalten sind.

Auch sei hier angefügt, daß ich über „Raimund als Schauspieler" in Dr. Arnold Mayers verdienstlichem Jahrbuch „Deutsche Thalia" I, Wien und Leipzig 1902, eine Schilderung aus eigener Erinnerung brachte.

(Siehe auch meine „Beiträge zur Chronik der Stadt Baden". XII. Teil (1899), S. 57—58.)



Lied der Kinder der Not.

Von Camillo V. Susan.

Wir sind Kinder der Not!
Glühen im Morgenrot
Purpurn die ersten Wipfel der Bäume
Reicht schon die Not durch die fliehenden Träume.
Uns ihre zitternde Hand zum Gruß:
„Tag ist es! Auf nun mit hurtigem Fuß,
Ihr Kinder der Not!"

Wir sind Kinder der Not!
Gesalzen ist unser Brot
Mit Tränen der Sorge, die nimmer scheidet,
Mit Tränen der Sehnsucht, die immer leidet,
Ist getaucht in unser so kostbares Blut,
Gekauft um das Glück, den Lebensmut
Der Kinder der Not!

Wir sind Kinder der Not!
Leuchten im Abendrot
Die Gipfel der Berge in duftiger Ferne,
Berührend das stille Gefilde der Sterne —
Wir möchten gerne auf ihnen steh'n
Und müssen im Tale zugrunde geh'n,
Wir Kinder der Not!

Wir sind Kinder der Not!
Was uns die Erde bot,
Liebliche Träume, Glückerfassen,
Wir müssen es weinend scheiden lassen.
Selbst das Umfangen ist bittere Lust,
Ist schluchzendes Fliehen an eine Brust
Der Kinder der Not!

Wir sind Kinder der Not!
Unser Freund ist der Tod,
Nicht das Leben, der jauchzende Krieger,
Der eichenumlaubte, lächelnde Sieger!
Und sterben wir, müssen wir's heimlich tun
Und müssen begraben im Winkel ruh'n,
Wir Kinder der Not!



? ? ?

Von Freyr Folkson.

In den Hexenspiegel schau ich hinein,
Den ich im Hirne trage —
Da ziehen heran in langen Reih'n
Verrauschte, verschollene Tage;
Und grinsend flüstern sie mir ins Ohr
Und surrend und summend erzählt mir der Chor
Vers um Vers, in tollem Gedichte
Eine kraus verschnörkelte Narrengeschichte.
Und Tag um Tag und Jahr um Jahr
Bringen mir höhnend ihr Sprüchlein dar:

Ein mälig Erwachen
Aus Nacht, aus Nichts,
Ein dämmerndes Ahnen
Vom Strahl des Lichts —
Ein Stolpern und Holpern
Auf steiniger Bahn,
Ein blindes Tasten,
Ein schmerzlicher Wahn —
Ein Irren und Wandern
In engem Raum,
Ein Hoffen und Fürchten
Ein leerer Traum —
Untergehen im Zweifelmeer
Und ewiges Fragen: Wohin? Woher? — — —
Ein Schaukeln und Gaukeln
Auf schwankem Kahn,
Eine leuchtende Sonne,
Ein glimmender Span —

Ein Blitz, der stolz die Nacht durchquert,
Ein Stern, der seufzend zur Erde fährt —
Ein tolles Gelüsten,
Ein schüchternes Zagen,
Ein Prahlen und Brüsten,
Ein Jagen und Wagen,
Ein Engen und Drängen — ohne Ziel,
Ein Hünenringen — ein Puppenspiel.
Die Schwingen recken zu Adlersflug
Und träg' sich strecken
Ins Gras zum Fraß —
Ein Zittern und Bangen, ein Sehnen wild,
Ein glühend Verlangen, das nimmer gestillt —
Sich suchen, sich finden,
Und wieder entschwinden —
Trotzig erheben die zornige Stirn . . .
Verzagen, entsagen —
Jahre verleben in bitterer Pein
Und wenige Stunden glückselig sein . . .
Bis die Stirne sich runzelt, die Locken erbleichen,
Die Jahre zum Reigen die Hände sich reichen
Und lächelnd der haschenden Hand entschweben,
Heißt . . . Menschenleben!

So wirbeln wir alle in ewigem Kreise
Dahin wie die Erde in ihrem Geleise;
Und birst auch die mal endlich entzwei,
Verklingt der Menschheit Verzweiflungsschrei
— Als platzte ein Bläschen aus Seifenschaum —
Ein leiser Seufzer im Weltenraum!





Zu beiden Seiten der Leitha.

Es geht nicht weiter! Als Graf Tißa vor wenigen Monaten ins Amt trat, versicherte er, in kürzester Zeit im ungarischen Abgeordnetenhause Ordnung zu schaffen. Einige Tage lang agierte er auch den „starken Mann", allein das Kompromiß mit Kossuth führte Tißa sachte zu der Politik des „passiven Richters" zurück, die er so bitter verspottet hatte, als sie von Széll gemacht wurden. Allein auch seine Bekehrung zur Politik Szélls trug dem ungarischen Ministerpräsidenten keine Früchte. Es ging nicht weiter. Und so entschloß Graf Tißa sich zu einer Reise nach Wien, um dem Kaiser neue Vorschläge zu unterbreiten: Änderung der Geschäftsordnung, Auflösung des Abgeordnetenhauses, Neuwahlen: es gibt nichts an bekannten Mitteln und Mittelchen gegen den morbus obstructionis, die die Blätter nicht in dem neuen ministeriellen Programme suchen würden. Allein existiert es bereits, und wenn dem so sein sollte, hat es die Genehmigung der Krone bereits erhalten. Graf Tißa ist kein Mann des Kompromisses, sondern ein Mann des parlamentarischen Absolutismus. Er will parlamentarischer regieren, aber nur an der Spitze einer Majorität, die mit ihm durch Dick und Dünn geht, und mit der er das ungarische Abgeordnetenhaus terrorisieren kann. Sein Sinn ist deshalb vor allem auf Neuwahlen gerichtet, daher das große im Gange befindliche Revirement in den Obergespanschaften. Tißa würde am liebsten das Abgeordnetenhaus sofort noch vor der Erledigung der Rekrutenvorlage auflösen. Allein dem scheint man an maßgebender Stelle widerstrebt zu haben und daran knüpften wohl auch die Nachrichten an, daß Tißas Plan dahingehe, im Abgeordnetenhause eine neue Geschäftsordnung durchzubringen, sodann die dringendsten Vorlagen zu erledigen und dann das Haus aufzulösen. Es ist fraglich, ob dieses ganze Programm bereits jetzt die Billigung der Krone findet, vielleicht sind die Vollmachten, die Graf Tißa kürzlich erhalten hat, nicht so umfassend; denn in unterrichteten Kreisen ist es durchaus noch keine ausgemachte Sache, daß nur dem Graf Tißa die Aufgabe zufallen könne, die nächsten

Neuwahlen in Ungarn zu leiten. Da zunächst die ungarische Delegation ihr Arbeitspensum erledigen soll, wird ja ohnehin das ungarische Abgeordnetenhaus erst Ende Februar sich wieder versammeln, als auch erst dann sich die Notwendigkeit einer endgiltigen Entscheidung ergeben. Kommen die maßgebenden Faktoren zu der Einsicht, daß Tißa nicht imstande ist, die ungarische Krise zu lösen und findet sich kein anderer ungarischer Politiker, der sich mit mehr Aussicht auf Erfolg dieser Aufgabe unterzieht, dann allerdings liegt es nahe, daß die im wesentlichen militärische Frage auch militärisch gelöst werden wird.

Diesseits der Leitha vollzieht sich die Entparlamentarisierung des Staates etwas geräuschloser. Man merkt jetzt, wo das „hohe Haus" nicht versammelt ist, die Entwicklung dieses Prozesses nur an den vergeblichen Versuchen, das gegenwärtige Kabinett zu parlamentarisieren. Zu den unermüdlichen Experimentatoren in dieser Beziehung gehört der Abgeordnete Dr. Baernreither. Eine deutsch-tschechische Koalition ist sein Ideal; seine kurze Ministerschaft in dem Kabinett Thun-Kaizl hat ihn nicht ernüchtert, er glaubt noch an das Unmögliche. Das wäre schließlich kein Malheur, wenn er dabei nicht in taktischer Beziehung arge Schnitzer beginge. Es ist richtig, daß, um ein parlamentarisches Kabinett ans Ruder zubringe, das gegenwärtige beseitigt sein muß. Allein seine Beseitigung allein schafft noch keine Koalitionsmehrheit, kein Koalitionskabinett. Das übersah offenbar Dr. von Baernreither, als er kürzlich in der österreichischen Delegation den Beweis versuchte, daß der § 14 auf die Erneuerung der Handelsverträge als einer gemeinsamen Angelegenheit nicht anwendbar sei. Hat Herr von Baernreither vergessen, daß die sehr gemeinsame Angelegenheit der Erneuerung des österr.-ung. Ausgleiches in Österreich von Ministerium Thun mit dem § 14 gemacht worden ist? Wenn aber dieser § auf die Basis der Handelsverträge anwendbar ist, warum stellte er es nicht auch auf diese selbst sein? Die Äußerung Dr. Baernreither kann — wenn sie eine parlamentarisch-praktische Bedeutung überhaupt hat — nur den Tschechen zugute kommen, weil ihnen direkt als Preis für die Fortsetzung der Obstruktion die Beseitigung des Ministeriums Körber angeboten wird. Der Abgeordnete Kossuth hat bereits vor langer Zeit im ungarischen Abgeordnetenhause eine analoge Erklärung abgegeben zu dem ausgesprochenen Zwecke, den Tschechen zu Hilfe zu eilen, deren politische Revalidierung so im Interesse der ungarischen Unabhängigkeitspartei liegt, da sich die tschechische Aspirationen hinsichtlich der Armee in derselben Richtung bewegen wie die Kossuths, ihr Sieg in Österreich mithin auch die auf die Sprengung der einheitlichen Armee abziehenden Bestrebungen in Ungarn stärken müßte. Herr v. Baernreither befindet sich also in der Gesellschaft Kossuths und der jungtschechischen Führer, ein neuer Beweis dafür, wohin die Deutschen kommen, wenn sie sich auf parlamentarischen Standpunkt stellen und der Erweiterung der parlamentarischen Befugnisse das Wort reden. Noch klarer ist die

zutage getretene, gelegentlich der Annahme einer von Abg. von Derschatta im Budgetausschusse der österreichischen Delegation eingebrachten Resolution, die entsprechend den Bestimmungen der österreichischen Verfassung betont, daß die Verfügung über die innere Organisation zu den ausschließlichen Rechten der Krone gehöre. In dieser Resolution war ein erfreuliches Zeichen dafür zu erblicken, daß man im deutschen Lager, nunmehr realpolitischen Erwägungen zugänglich, in die Rahmen einer gesunden konservativen und deshalb nationalen Politik zurückzukehren beginnt. Die Deutschen müssen dafür eintreten, daß nur die Krone über die inneren Angelegenheiten der Armee zu verfügen hat, denn in dem Augenblicke, wo das Parlament darauf Einfluß gewönne, würde dieser im Sinne der nichtdeutschen Mehrheit des Abgeordnetenhauses ausgeübt werden. Das ist so klar, daß nur der verblendendste liberale Doktrinär diese Sachlage verbessern und von einer Schmälerung der Volksrechte sprechen kann. Leider gibt es in den deutschen Provinzredaktionen noch solche sonderbaren Käuze, die ein arges Geschrei über die unvolkstümliche Resolution der Führers der deutschen Volkspartei erhoben und dadurch den Abgeordneten Dr. Derschatta veranlaßten, von der Führung der Partei zurückzutreten, hoffentlich nicht endgiltig, denn, wenn die Partei gegen ihn entscheiden sollte, dann wäre ihre ganze Organisation für eine praktische deutsche Politik verloren, weil sie sich zu den Interessen der Krone in einer Sache in Widerspruch setzen würde, in der diese mit den deutschen Interessen identisch ist. Bei dem Umstand aber, daß die Deutschen im Parlamente nun einmal in der Minorität sind, werden sie immer am besten fahren, wenn sie nicht gegen die Krone, sondern mit ihr marschieren. Dabei ist mehr zu haben, als bei dem endlosen Auf- und Abhaspeln des deutsch-tschechischen Ausgleichsfadens. Sein seinerzeit fallen gelassenes Ende soll jetzt wieder aufgenommen werden. Mit welchem Erfolge bleibt abzuwarten: die Differenzen zwischen den streitenden Teilen haben sich nicht vermindert. Die Deutschen sind bereit zu einem Ausgleich, der das ganze strittige Gebiet der Gesetzgebung und Verwaltung in Böhmen und Mähren umfassen und als Ganzes ins Leben treten soll. Die Tschechen versichern ebenfalls, daß sie zu einem Ausgleiche bereit sind, allein sie begehren ein Prazipuum, eine Abschlagszahlung von Vornherein, d. h. es sollen doch erst eine Reihe nationaler Forderungen bewilligt werden, worauf sie bereit seien zu verhandeln. Darauf können die Deutschen natürlich nicht eingehen, denn sie haben bereits wiederholt die Erfahrung gemacht, daß die Tschechen durch Konzessionen nicht ausgleichsfreundlicher gemacht werden. Die Deutschen können sich dabei auf niemand geringeren, als den Kaiser selbst berufen, der auf dem letzten Ball bei Hofe zu einem Abgeordneten der als Bedingung für einen ersprießlichen Verlauf der mährischen Ausgleichsverhandlungen die vorherige Errichtung einer tschechischen Universität in Mähren bezeichnete, geäußert, daß die Tschechen dann trotzdem ihren Führern

nicht folgen werden, wenn sie sie zu einem Ausgleiche mit den Deutschen führen wollen. So lange als die Tschechen einer endgiltigen Auseinandersetzung mit den Deutschen widerstreben, und durch ratenweise Erzeugung von Konzessionen die Summe ihrer Forderungen zu erreichen hoffen, so lange werden alle deutschtschechischen Ausgleichsverhandlungen aussichtslos sein.



Weltpolitik.

In einem breit angelegten, alle bereits bekannten Vorgänge auf der Balkanhalbinsel erschöpfend behandelnden Exposé hat der österr.-ungar. Minister des Aeußeren, Graf Goluchowski, sich in den Delegationen über die internationale Lage geäußert. Man hat von autoritativer Seite bestätigen gehört, was man schon wußte, was der Telegraph schon seit Wochen in alle Richtungen der Windrose verbreitet hatte, nur über einen Punkt beobachtet Graf Goluchowski tiefstes Stillschweigen: über den Umfang der Beschlüsse, die in Mürzsteg gefaßt worden sind. Auch aus dem Munde unseres leitenden Ministers hat man nur gehört, daß infolge der Mürzsteger Vereinbarungen die bekannten neuerlichen, gemeinsamen Schritte in Sophia und Konstantinopel unternommen worden seien; ob aber damals auch die Möglichkeit einer ganzen oder teilweisen Wirkungslosigkeit dieser Schritte ins Auge gefaßt worden und für diesen Fall Abmachungen getroffen worden seien, darüber weiß man auch heute nichts. Und doch ist die Frage darnach die aktuellste, denn alle Berichte stimmen darin überein, daß die diplomatischen Künste, mit denen man der mazedonischen Frage beizukommen versucht, versagen. Soll man aber dem Minister aus seiner Schweigsamkeit einen Vorwurf machen? Kaum. Die Materie der auswärtigen Politik verträgt keine parlamentarische Behandlung. Wer macht heute die beste äußere Politik? Rußland. Und warum? Weil seine Diplomatie des parlamentarischen Bleigewichtes entbehrt, weil sie nicht mit der oft stupiden Unkenntnis und Torheit parlamentarischer Körperschaften zu rechnen hat, und darum eine Stetigkeit ohne Gleichen besitzt. Aber wo bleibt dann die öffentliche Kontrolle, der konstitutionelle Einfluß der gesetzgebenden Körperschaften? Ist wirklich noch jemand so naiv, diesen Einwand zu machen? Der Wohlfahrtsausschuß in Frankreich hat keine schlechte auswärtige Politik gemacht, aber diktatorisch, ohne den Konvent, den er nur in Bewegung setzte, wenn es galt zu donnern. Aber nehmen wir selbst ganz normale Verhältnisse: zum Beispiel die Zeit Robert Walkoles, eines Whig, an dem kein inkonstutionelles Fleckchen haftete. Wo wirklich damals dem englischen Parlamente ein Einfluß auf die äußere Politik verstattet war, äußerte er sich gegen das wohlverstandene Interesse

des Landes. Die englischen Minister zogen es deshalb in der Regel vor, dem Parlamente in allen auswärtigen Dingen ein X für ein U vorzumachen und seine Neugier mit bedeutungslosen Aktensammlungen zu befriedigen. Aber auch dadurch konnte nicht vermieden werden, daß das so reduzierte parlamentarische System durch den unvermeidlichen Wechsel der Parteiregierungen die auswärtige Politik Englands ewigen Schwankungen aussetzte. Wie schwächlich nimmt sich deshalb trotz all der großen Worte englischer Premiers die englische Orientpolitik im ganzen verflossenen Jahrhundert gegenüber der wandelbaren Festigkeit und Konsequenz der russischen Diplomatie aus. Und der große Meister der europäischen Diplomatie, auch er befaßte den deutschen Reichstag nur dann mit auswärtigen Politik, wenn er gerade seiner Tribune bedurfte. Auswärtige Politik und Parlament, das sind Dinge, die sich nicht mit einander vertragen. Man lese doch einmal die Reden der letzten Delegationssession durch und man wird angeeckelt sein durch die fast ausnahmslos stümperhafte Auffassung und Behandlung internationaler Politik, sowie durch die Ungeniertheit, mit der durch den Stimmzettel zu Staatsmännern gestempelte ehrsame Bürger, die Nation über die auswärtige Lage aufklärten. Wenn es hoch kommt, hat der eine oder der andere dieser Herren ein paar alte Schwächen gelesen. Herr Kramarz zitiert alljährlich seine Cheradame und Herr Dabernig, der in einer Provinzredaktion Diplomat geworden ist, spricht von „idealen Zukunftszielen", die natürlich nur mit „Blut und Eisen" verwirklicht werden können. Für wirkliche Staatsmänner oder auch nur für zünftige Diplomaten muß es recht langweilig sein, sich derlei Reden anzuhören, und es ist ganz begreiflich, daß Graf Goluchowski in seinen Eröffnungen nicht über das Formale seiner konstitutionellen Verpflichtungen hinausgeht. Es ist ihm deshalb nicht zu verargen, daß er über den wichtigsten Punkt hinwegschlüpfte, die Herren, die ihm zuhörten, haben es ohnehin nicht gemocht. Ebenso sind aber auch die Kommentare lächerlich, die in seinem Exposé „lichtvolle Offenbarungen" und dergleichen Dinge mehr entdeckten. Saratow hat gegenüber einem englischem Interwiewer für das russisch-österreichische Abkommen eine sehr einfache und ins Ohr fallende Formel gefunden: Beide Mächte suchen einander zu übervorteilen. Allerdings gehörte nicht viel Witz dazu, nie diese Entdeckung zu machen, die nur jene in Erstaunen setzen kann, die daran glauben, daß das österreichisch-russische Abkommen von 1897 die Gegensätze zwischen beiden Reichen mit einem Schlage aufgehoben habe. Rußland ist im fernen Osten vollauf beschäftigt und will deshalb die Aufrechterhaltung des status quo auf der Balkanhalbinsel; Oesterreich-Ungarn aber ist, vermöge seiner innerpolitischen Verhältnisse, außer Stande, wirkend auf der Balkanhalbinsel aufzutreten, und perhorresziert deshalb ebenfalls jede Veränderung daselbst. Darauf beruht die Identität der Interessen beider Staaten; sie ist negativ und nur temporär, denn sie würde in dem Augenblicke auf-

hören zu bestehen, wo die Entwickelung der Dinge in Mazedonien sich nicht mehr durch identische Noten dämpfen läßt, sondern ein bewaffnetes Einschreiten erfordert. Man wird deshalb auch nicht fehlgehen, wenn man annimmt, daß die Mürzsteger Vereinbarungen über den Rahmen diplomatischer Künste nicht hinausgehen.

Zwei andere Passagen in dem Berichte des Grafen Goluchowsky verdienen noch gestreift zu werden: die über Serbien und die über Italien. Die Haltung der Monarchie gegenüber Oesterreich-Ungarn ist durch die Verhältnisse gegeben. Eine schroffe Beobachtung des Legitimitätsprinzip wäre bei der Unhaltbarkeit des Regimes des letzten Obrenowitsch übel angebracht gewesen. Man entschloß sich deshalb, das fait accompli der Revolution als solches zu rechnen, die neue Ordnung der Dinge anzuerkennen und die Befestigung des neuen Regimes zu fördern. Unerlaubter dafür erschien die Beseitigung der Verschworenen von 10. Februar 1903 aus den Stellungen, in die sie durch die Revolution gelangt waren. König Peter war nicht abgeneigt, allein die Schärfe, womit die Mächte die Sache betrieben, dürfte ihr eher geschadet als genützt haben. Jedenfalls ist die Situation Peters heute nach der Beurlaubung der Gesandten ungünstiger als vor acht Wochen. Seine Abdankung ist nicht ausgeschlossen; würde aber Oesterreich-Ungarn nötigen militärische Maßnahmen zur Aufrechterhaltung der Ordnung in Serbien zutreffen, womit die Orientfrage in ihrer ganzen Ausdehnung aufgerollt wäre. Ein Trost mag es für uns sein, daß mit dem letzten Kabinetswechsel in Italien unsere Beziehungen zu dem Königreiche sich gebessert haben. Die Erklärungen, die Graf Goluchowsky bezüglich Italiens gab, haben nicht nur durch die Entschiedenheit in der Verurteilung der irridentistisch Kundgebungen jenseits der Alpen sympathisch berührt, sondern auch durch die Anschauung, die dem Verhalten des gegenwärtiger italienischen Kabinets gezollt wurde. Ein Teil der Presse hat das dem Minister verübelt: mit Unrecht. Man mag über die innere Politik Giolitis denken wie immer; auf dem Gebiete der äußeren Politik haben wir keinen Grund zur Beschwerde, im Gegenteil, man hat ihn bereits längst als loyalen Staatsmann schätzen gelernt, der auch genügend Energie besitzt, um auch trotz des Geschreis irregeleiteter Männer seine Grundsätze zu betätigen. Als Verbündete Italiens aber sind wir umsomehr daran interessiert, die Leitung der Politik des Königreiches solch festen Händen anvertraut zu wissen, als in den letzten Jahren vom Quirinal aus alle möglichen diplomatischen Probleme — nicht gerade zu Gunsten der Erhaltung der Reiche in Europa — angefaßt worden sind. Es ist kein Geheimnis, daß die italienischen Staatsmänner schwerere Arbeit haben, seit der gegenwärtige König am Ruder ist. So scharf ausgeprägte Individualitäten wie Kaiser Wilhelm II. müssen naturgemäß Schule machen, auch dort, wo die Kraft fehlt, um sich mit dem Willen zu einer „Persönlichkeit“ zu verschmelzen. Man suchte die politische Geschäftigkeit, die nach dem

Tode König Humberts am italienischen Hofe Platz griff, lange Zeit auf den Einfluß der Königin Helene, einer Tochter des Fürsten von Montenegro zurückzuführen. Unterrichtete Persönlichkeiten stellen das entschieden in Abrede und schreiben dem Könige allein die Initiative aller jener Pläne zu, bei denen Crinetti ein gefährlicher Helfer, Zanardelli aber ein stets bereiter Jasager war. Lorbern hat die italienische Politik auf diesen Irrfahrten über Petersburg, London und Paris nicht gesammelt, während zu Hause die revolutionäre Propaganda immer bedenklichere auserwählt, weil auch da der König die richtige Haltung lange nicht zu finden schien und der Straße gegenüber sehr große Nachgiebigkeit bewies. Vielleicht gelingt es Giolitti unter gleichzeitiger Ausscheidung alles Abenteuerlichen aus der auswärtigen Politik Italiens, die staatliche Autorität im Innern zu stärken. Für die Entwicklung der Balkanfrage könnte das nur von günstigem Einflusse sein, wenn auch die Stellung Italiens zu dem Balkanproblem nur von sekundärer Bedeutung ist gegenüber dem Gange der Dinge in Ostasien, von dem es in erster Linie abhängt, was das Frühjahr im Süden der Donau bringen wird.

Dort ist eine Klärung insoferne eingetreten, als es keinem Zweifel mehr unterliegt, daß Rußland, wenn nur irgendmöglich, den Ausbruch eines Krieges verhindern will. Rußland ist für einen Zusammenstoß noch nicht genügend gerüstet. Es wird keinen Kriegsfall daraus machen, wenn Japan einige südkoreanischen Häfen besetzt, freilich wird er auch niemals ein Recht Japans darauf anzuerkennen, um sich selbst das Recht vorzubehalten, Japan zu gelegener Zeit wiederum aus Korea hinaus ins Meer zu werfen. Dieser Endkampf wird der Welt nicht erspart bleiben, auch wenn die gegenwärtige Krise nicht unmittelbar in einen Krieg ausläuft, sondern mit einem diplomatischen Erfolge Japans schließt, der ihm allerdings eine ständige Kriegsbereitschaft auferlegt. Bei seiner Einwohnerzahl von 60 Millionen Seelen, kann Japan seine Wehrmacht leicht verdoppeln und verdreifachen, allein nur mit Hilfe der finanziellen Unterstützung Englands und Amerikas, die seine Anleihen übernehmen müssen. Japan wird dadurch zum Schuldner des britischen und amerikanischen Großkapitals, um sich vor der Umklammerung durch Rußland zu sichern, begibt es sich in die Polypenarme englischer und amerikanischer Milliardeure und so wird nach menschlicher Voraussicht der Kampf im fernen Osten unter Zurückdrängung der gelben Rasse als eines selbständigen und bestehenden Faktors zwischen Rußland einerseits, und Großbritannien und der Vereinigten Staaten andererseit entschieden werden. Träumten die Japaner von einer Wehrmachtstellung ihres Staates, so taten sie übel daran, den Rat Herbert Spencers nicht zu befolgen, den er in einem soeben veröffentlichten Briefe bereits vor Jahren gegeben hat. Herbert Spencer bekennt sich darin rückhaltlos zur Rassentheorie und gab den Japanern den Rat, die Idee, sich in die europäischen Kulturexistenz einfügen zu wollen, zu ertragen, sich

die Europäer und Amerikaner vom Leibe zu halten, und nur in der Reinerhaltung ihrer Rasse die Garantien ihrer Zukunft zu suchen. J. Patzelt.



Theater.

Hof-Burgtheater. „Novella d'Andrea." Schauspiel in vier Akten von Ludwig Fulda.

Die Rechtsbeflissenen, die in den Achtziger-Jahren an der Wiener Universität Kirchenrecht studieren mußten, werden sich gewiß noch an die Vorlesungen Professor Zischmanns und an dessen dickleibige Vorlesungs-Schriften erinnern. Dieses von einem berufsmäßigen „Skripten"-Verfertiger eng und schlecht geschriebene unförmliche Papier-Packet flößte jedem ahnungsvollen Jünger der strengen Themis Grauen ein, welches wuchs, je tiefer er in die patigiritische Öde des Kirchenrechts hinabtauchte. Nur ein einzigesmal zog ein leises Lächeln über seine Züge, wenn er von der, leider nur flüchtig angedeuteten juristischen Legenden, von seiner längst verstorbenen Kollegin und späteren Professorin des Kirchenrechts, „Novella d'Andrea", las. Im vierzehnten Jahrhundert wirkte an der Universität zu Bologna Giovanni d'Andrea als Lehrer oder Professor des Kirchenrechts, der seine Wissenschaft so innig liebte, daß er seinen vier schönen Töchtern juristische Namen gab. Eine derselben, Novella, folgte so eifrig den wissenschaftlichen Spuren ihres Vaters, daß sie eine juristische Amazone wurde, römisches und kanonisches Recht lernte, den Doktorhut erwarb und später selbst als Lehrerin des kanonisches Rechts auf dem Katheder throute. Sie war so schön, daß sie, um die Augen und Herzen der Studenten nicht zu verwirren und zu entzünden, hinter einem Vorhang saß, so daß die Studenten nichts anderes von ihr hatten, als daß sie ihre liebliche Stimme hören konnten. Ob Novella d'Andrea einen Mann bekam oder nicht, davon sagt die anmutige Legende kein Wort. Auch Ludwig Fulda, der uns das seltene Mädchen von klangvollen Versen umringt wieder vorführt, läßt uns hierüber im Unklaren; wahrscheinlich ist ihre Verheiratung aber nicht, denn am Ende des Schauspiels steht die arme Novella an der Schwelle jener Jahre, welche gewissenlose Spötter die Altjungfernjahre nennen.

Novella lebt im Hause ihres alten gebrechlichen Vaters, dem es schon sauer wird, seine gewohnten Vorlesungen zu halten, neben ihrer historisch nicht beglaubigten Schwester Bettina; während Novella sich in den Tiefen der Jurisprudenz bewegt, flattert Bettina, die anspruchslose, als liebes, aber etwas hausbackenes Hausmütterchen durch die Dämmerung der Gelehrtenwohnung. Novella könnte sich vermählen; der strahlende Ugo, Prinz von Cypern, der nur ihrethalben beim alten Andrea Kirchenrecht zu studieren scheint, obwohl er diese Wissenschaft in seinem halb barbarischen Land wohl kaum brauchen dürfte, bewirbt sich um sie. Novella schlägt seine Hand aus, weil sie nur eine Liebe hat, wie sie sagt, nämlich: ihre Wissenschaft, das Kirchenrecht, — weil sie aber, wie sie recht gut weiß, mit der ganzen Kraft des Weibes, das die Folianten und Pergamente nicht ertöten konnten, den jungen Rechtslehrer Giovanni de Sangiorgio liebt. Sie selbst spricht es später aus, daß sie nur deswegen ihre Jugend und Schönheit der Juris-

prudenz geweiht habe, um ihm zu gefallen. Als der Vater Andrea erkrankt, wirkt sie vom Rektor Ramenghi nach vielen Schwierigkeiten die Erlaubnis aus, anstatt ihres Vaters die unterbrochene Vorlesung fortsetzen zu dürfen. Eine mit frischen Farben gemalte Szene führt Novella, die Talar und Barett ihres Vaters trägt, in den Hörsaal und vor die übermütigen Studenten, die der armen Novella übel mitspielen und deren Vortrag, der gerade zufällig vom „matrimonium clandestinum“, der heimlichen Verlobung, handelt, einen Sturm der Heiterkeit entfesselt. Der gute Rektor, der seine komische hohe Mütze dräuend und mit gewaltigem „quos ego“ zwischen die Lärmenden steckt, muß die Stunde unterbrechen und rät Novella ernstlich, von ihrem gefährlichen Beginnen abzustehen. Sie aber bleibt fest und erscheint wieder, aber in veränderter Gestalt. Ein weicher Schleier, den ihr der heimlich Geliebte schenkte, verhüllt ihr Gesicht, und unter den verhüllenden Falten, die einstens seine Hände berührt haben, findet sie die Kraft, die ausgelassene Jugend im Zaume zu halten. Sie sehen nicht mehr ihre holden Züge, darum richten sie ihre Augen wieder auf die Bücher. Endlich erlangt sie den Doktorhut, und in dieser Feststunde bereitet sie sich auch vor, dem Geliebten ans Herz zu sinken. Sie weiß, daß er sie liebt, sie weiß, daß er, da sie nun am Ziele steht, um sie werben wird; denn er hat sie um eine Unterredung ersucht. Und er kommt und — wirbt bei ihr um — Bettina. So scheint Fulda auf einmal die Frauenfrage aufrollen zu wollen. Hier steht ein gelehrtes schönes Mädchen, — hier steht ein zwar anmutiges, aber durchaus nicht gelehrtes Mädchen, welches ganz gut mit Flotows „Martha“ singen könnte: „Ich kann kochen, stricken, nähen“. Und zwischen beiden endlich steht ein gelehrter junger Mann, von dem man annehmen sollte, daß er sich zur Gelehrsamkeit hingezogen fühlt. Aber nein, der Gelehrte nimmt die Ungelehrte. Wollte Fulda dies zeigen? Wollte er sagen, daß der Platz der Frau am häuslichen Herde ist? Vielleicht, — jedenfalls sagt er es nicht und das ominöse Pergament, das die „Frauenfrage“ enthält, wird, kaum entrollt, schon wieder zusammengerollt, denn nach dieser Begebenheit senkt sich der Vorhang und der Staub von zehn langen Jahren fällt verschleiernd auf die ersten drei Akte; im Theaterzettel steht: „zwischen dem dritten und vierten Akt liegt ein Jahrzehnt“. Das ist bös. Es ist immer bös, wenn zwischen zwei Akten zehn oder auch noch „mehrere“ Jahre liegen, denn dem folgenden Akt ist die schwere Aufgabe zugewiesen, als Erzählung zu bringen, was sich als Handlung vor unseren Augen hätte abspielen sollen. Und gerade im vorliegenden Fall ist dieser zehnjährige Zwischenraum entscheidend für die Kraft des Dramas, für seine Wirkung, für die darin gezeigte Kunst des Dichters. Wie Bettina und der gelehrte Sangiorgio miteinander leben, ob seine Wahl die rechte war, — wir erfahren es ja, aber ohne Interesse durch eine im Jammerton gehaltene Erzählung des Ehemanns, der, still geworden und ergraut, Novella nach zehn Jahren aufsucht. Seine Rede klingt schwächlich, schwächlich, erscheint sein durchlebter Kampf mit dem geistigen Nichts der armen Bettina und schwächlich erscheint am Schlusse die Entsagung Novellas, die sich mit einem Seufzer an den Schreibtisch setzt, während draußen die Glocken den Frühling einläuten und der unglückliche Ehemann langsam in den dämmernden Hintergrund der Gelehrtenstube zurückweicht. So stimmungsvoll diese Schlußszene ist, so ist doch ihre Wirkung durch die zehn Jahre, die vor dieser Szene liegen, gestört, ein gleichgiltiges Achselzucken liegt in der Luft: tempi passati!

Wenn gleichwohl „Novella d'Andrea" auf dem besten Weg ist, ein Kassen- und Repertoirestück zu werden, wie es die ebenfalls nicht stärkere „Monna Vanna" geworden ist, so ist dies nicht der Handlung des Stücks, nicht den vollklingenden Versen Fuldas, die hier und dort aufblitzen wie ein rieselndes Wässerchen und doch oft so wenig zu sagen haben, zu danken, sondern der großen Kunst der Frau Hohenfels, die die gelehrte Novella so schön spielt, wie sie die Monna Vanna gespielt hat. Die strenge Anmut der Novella hat in ihr eine klassische Interpretin gefunden, und wenn Frau Hohenfels in der großen Szene, da sie so grausam enttäuscht wird, nach Fassung ringt, während ihr die Stimme versagt, und doch lächelt, damit Sangiorgio ihre Liebe nicht merken soll, nach seinem Abgang aber in erschütternden Tönen ihr Leid dem Vater klagt, wie ein Kind, das zum Beschützer flüchtet, so braust mit Recht ein Beifallssturm durchs Theater. Die kleine Rolle der Bettina spielte Frau Retty mit allem Reiz ihrer naiven kindlichen Anmut. Es tut weh, ihr liebes Gesicht so selten zu sehen und ihre süße Stimme so selten zu hören. Herr Kainz war als Sangiorgio absonderlich. Sein unglückseliges Kostüm ließ in zumeist als Dantes Karrikatur erscheinen und seine sturzbadartig wirkende Deklamation war so unnatürlich und manieriert, als nur möglich. Strahlend war Herr Reimers als Prinz und später als König Ugo. Er hat das Menschenmöglichste aus seiner Staffage-Rolle gemacht. Ergötzlich war Herr Thimig als Rektor; nur ist es schwer zu glauben, daß ein Rektor der Universität zu Bologna jemals so grotesk war. Die Herren Frank, Treßler, Zeska, Gimnig, Schmidt und Gregori waren als Studenten voll Lustigkeit und Humor, Herr Korff als deutscher Student in einer schönen Szene mit Novella voll gutgespielter Schwärmerei.

Hofburgtheater. Eine Wohltat, Volksschauspiel von Ferdinand von Saar.

Dieses Stück des allseits verehrten Altmeisters österreichischer Dichtkunst wurde zur Nachfeier seines siebzigjährigen Geburtstages gegeben. Langwierige Krankheiten des Dichters haben einmal eine Verschiebung der Erstaufführung veranlaßt. Die allgemeine Sympathie, deren der langsam Genesende sich erfreut und die volle Anerkennung, die seine Novellen und seine Lyrik gefunden haben, haben das Publikum veranlaßt, seinem Stück mit Achtung zu folgen und mit dem Beifall nicht zu kargen. — Es war demnach das, was wir mit dem schönen Wort „Achtungserfolg" bezeichnen, ein Erfolg, der mehr der Person, als dem Werke gilt. — Interessant ist das Stück dadurch, das es vor Anzengrubers „Pfarrer von Kirchfeld" geschrieben wurde und — wenn es auch nicht aufgeführt wurde — doch den Reigen der literarisch bedeutenden Bauernkomödien und Volksstücke eröffnete.

Eine arme Magd, Marie, wird von zwei jungen Männern geliebt; der eine ist Franz, der Sohn ihres Brodherrn, der andere der Fuhrknecht Lorenz; sie aber liebt den hübscheren und ärmeren, den Fuhrknecht. — Franzens Mutter macht dem Liebesgetändel ihres Sohnes ein Ende und jagt das Mädchen fort. — Zufällig begegnet die Heimatlose im Walde dem Gutsbesitzer Baron Sesser. Baron Sesser ist ein guter Mann, er hat auch eine Brieftasche und in dieser ist Geld. Alle diese Eigenschaften treiben ihm dazu, der Magd das nötige Geld zu geben, um mit ihrem Lorenz einen Hausstand zu gründen. — Das ist die Wohltat. Nun wird gezeigt, daß es wohltätig ist, nicht wohltätig zu sein; denn kein

Mensch glaubt Mariens Erzählung von der Brieftasche des Barons, denn alle hängen der Meinung nach, daß das Geld nur dazu da sei, um etwas zu kaufen. Und die Ware muß Maries Unschuld gewesen sein. — Franz und Lorenz wenden sich von ihr und die Arme gibt, da der wohltätige Baron wegen des eigenen Todesfalls verhindert ist, die Wahrheit zu bezeugen, sich selbst den Tod. — Es ist begreiflich, daß diese dramatische Handlung nicht geeignet ist, für das Stück selbst ein Interesse wachzurufen. Vielleicht wäre es für den Dichter eine größere Wohltat gewesen, einen Ehren-Abend zu veranstalten, an dem seine schönste Novelle „Innozenz" und eine Auswahl seiner herrlichen Gedichte vorgetragen worden wären.

Das Stück war sehr sorgfältig einstudiert und vortrefflich gespielt. Die Damen Medelsky (Marie), Schönchen und Lanius und die Herren Hartmann (Baron Sesser), Lewinsky, Baumeister, Schmidt, Korff (Lorenz) und Prechtler (Franz), taten ihr Bestes; das Wohlwollen, das dem Dichter bezeigt wurde, kam schon darin zum Ausdruck, daß sehr kleine Rollen mit ersten Kräften besetzt waren.

Obwohl Schillers „republikanisches" Trauerspiel „Die Verschwörung des Fiesko zu Genua" viel älter ist, als hundert Jahre, hat es in neuer Inszenierung mächtig auf der Hofbühne gewirkt. Die letzte Inszenierung des „Fiesko" hat vor mehreren Jahren das Raimund-Theater unter der Direktion Adam Müller-Guttenbrunn gebracht. Damals wie heute wurde das Schwergewicht auf die Ausstattung des Stückes gelegt. Das Raimund-Theater, das über beschränkte Mittel verfügte, prunkte mit dem Maskenfest des ersten und der Verschwörungsnacht des letzten Aktes. Leider artete das Maskenfest in einen Sophiensaal-Maskenball und der letzte Akt in die Feuer- und Pulvereffekte aus, die allenfalls in „Venedig in Wien" in dem Komparsenstück „Die Türken vor Wien" gut angebracht sein mögen. Die Direktion war damals recht zufrieden, als sich der Pulverdampf erstickend über Parkett und Parterre breitete.

Das Burgtheater prunkt mit allem: mit der großartigen Ausstattung, den prachtvollen historischen Kostümen, den ersten Darstellern, mit dem Hauch der modernen Darstellungskunst, der die etwas antiquierten Tiraden der Schillerschen Helden verschleiern soll. — Und es ist gut, daß des jungen Schiller Pathos und seine Hyperbeln von dem den Boden leckenden cypischen Nektar und dem bacchantischen Tanz, der das Totenreich in polternde Trümmer stampfen soll, durch die moderne Art, zu spielen und zu sprechen, gedämpft werden. — Dem großen Dichter der deutschen Nation wird heute dadurch nur eine Liebe erwiesen.

Herr Kainz steht als Fiesko an der Spitze der modernen Phalanx. Er hat allen Verstand, allen Fleiß und das Beste seiner Kunst angewendet, um aus der großen anstrengenden Rolle den Mann herauszuschälen, dem der Dichter folgende Charakteristik mit auf den Weg gab: „stolz mit Anstand — freundlich mit Majestät — höfisch — geschmeidig, und ebenso tückisch." Schiller hat sich, wie er in der Vorrede zur Buchausgabe des Fiesko sagt, bemüht, „die kalte, unfruchtbare Staatsaktion aus dem menschlichen Herzen herauszuspinnen und eben dadurch an das menschliche Herz wieder anzuknüpfen — den Mann durch den staatsklugen Kopf zu verwickeln — —," und diese Direktiven befolgt Herr Kainz meisterhaft. Es ist ein großer Genuß, seiner Entwicklungsarbeit zu folgen. Leider kommt Herr Kainz zum Schluß doch noch dazu, durch Übermodernität unangenehm zu verblüffen. An der Leiche Leonorens findet er so ab-

sonderliche Schmerzenstöne, daß man an den Willen glauben muß, das theatralische Grauen etwas zu parodieren. So hat auch der Schluß des Stückes die schwächste Wirkung.

Der zweite Held des Stückes, der finstere Republikaner Verrina wird von Herrn Baumeister nicht so richtig gespielt, als man wohl gehofft hat. — Vielleicht belasteten ihn die schweren Worte und Flüche, mit der der edle Verrina am meisten bedacht ist, allzusehr.

Herr Schmidt traf als Gianettino Doria den Ton und das Wesen dieses bäuerischen Cäsar Borgia ausgezeichnet; Herr Sonnenthal hatte als Oheim Doria die nötige Wucht und Würde. — Sehr interessant war Herr Heine, der den verschlagenen und grotesken Spitzbuben, den berühmten „Mohr von Tunis“ gab. Er hat „seine Arbeit“ mit Lust und zu vollem Dank geleistet. — Hier ist das Exzentrische, das Herr Heine gar so gern hat, gut angewendet. — Der Bourgognio des Herrn Reimers war voll edlen Feuers, der Lomellino des Herrn Zeska voll kriechender Heuchelei.

Frau Hohenfels war Leonore; sie war voll Weichheit, im letzten Akt traf sie ausgezeichnet den Ton der theatralischen Exaltation. Sehr schön und arrogant war Frau Römpler-Bleibtreu als verführerische Julia. Ihr stand der Prunk der Renaissance-Kostüme am besten. In kleineren Rollen spielten ebenfalls erste Darsteller: Frau Medelsky, die Herren Devrient, Hartmann, Gimnig, Treßler, Römpler, Frank, Gregori, Löwe, Paulsen. Es war ein Aufgebot, das Schillers würdig war.

Ein hohes Lob gebührt dem Regisseur Herrn Thimig, der keine Stimmung versäumte und sich keinen Effekt entgehen ließ.

Das Kaiser-Jubiläums-Stadttheater, das leider so wenige Stücke bringt, denen man einigen literarischen Wert nachsagen kann, obwohl sich dort die Novitäten jagen, brachte das Volksstück „Am Nikolotage“ von Gustav Streicher erfolgreich zur Aufführung. — Es ist kein ausgezeichnetes Stück, aber ein gutes Stück. — Der Abschnitt eines kräftigen Menschenlebens, das in weniger beschränkter Umgebung sich bereits machtvoll hätte entfalten können, wird mit Anschaulichkeit dargestellt. — Das Schicksal des „Ökonomen“ Hans Grandauer ist seine arme Frau Anna; hätte er eine reiche Frau geheiratet und nicht die arme Näherin, so hätte er sein Glück gemacht, versichert ihn oft genug seine liebenswürdige Stiefmutter Fanni Grandauer, die eine größere Hypothek auf dem Vaterhaus Grandauers stehen hat und „noch Ansprüche“ macht. Auch wäre es mit Grandauer besser bestellt, wenn er sich mit den Gemeindegewaltigen, dem Bräuer Fritz Weikl und dem Gemeindeschreiber Gerner vertrüge. — Dem geraden Grandauer ist aber das oft lichtscheue Regiment und die Protektionswirtschaft dieser Machthaber verhaßt und er ist nicht der Mann, mit seiner Meinung hinter dem Berg zu halten. -- Leider aber gehört zur Möglichkeit der freien Meinungsäußerung viel Geld; und das hat Grandauer nicht, im Gegenteil; auf ihm lastet seine Wirtschaft, die Zinsen, die er der Stiefmutter zahlen muß, und die Hand des Schicksals, denn eine Überschwemmung hat sein halbes Eigentum verwüstet. Wohl entschädigt die Regierung die von der Überschwemmung Betroffenen, aber der mißliebige Grandauer bekommt wenig, der reiche Bräuer und die „Gutgesinnten“ bekommen unverhältnismäßig viel. — Schlag auf Schlag! Die Stiefmutter, durch das Wesen

ihres Stiefsohnes gereizt, kündigt ihm die Hypothek, denn sie will wieder heiraten und gedemütigt muß Grandauer zu seinem Todfeind Weikl gehen und ihn bitten, die Hypothek zu übernehmen. — Weikl tut dies auch, aber unter der Bedingung, daß Grandauer sich nicht mehr in die Gemeindeangelegenheiten mischt. Der edle Weikl hat aber noch den Hintergedanken, durch diese Wohltat des armen Feindes Frau, Anna, zu gewinnen; bevor sie den Grandauer kannte, waren die beiden miteinander verlobt, Weikl hat sie aber sitzen lassen. Bei der Hochzeit der Stiefmutter wird Grandauer aber so gereizt, daß er trotz seines Versprechens wie ein Löwe unter die Philister fährt, — infolgedessen Bann und Kündigung der Hypothek. — Am Nikolotag ist es soweit, daß Grandauer sich entschließt, das Haus seiner Väter zu räumen und in die Fremde zu ziehen, um in fremdem Dienst sein Brot zu verdienen. – Die Stimmung verdüstert sich unter der Freude des kleinen Tonerl, Grandauers und Annas geliebtes Kind, an den Gaben des Nikolo. Und der Verführer, ein richtiger „Krampus" am Nikolotag, kommt; Weikl, der nun seine Zeit gekommen glaubt. Kraftvoll widersteht Frau Anna, der ertappte Weikl versucht noch, als Grandauer ihn am Kragen hält, Anna als seine ehemalige Geliebte zu verleumden, aber die Wahrheit siegt und der gedemütigte Bräuer verläßt mit einem Fluch das Haus. — Leider muß auch Grandauer sein Haus verlassen, aber eines hat er am Nikolotag als Gottesgeschenk gefunden: sein Weib.

Man sieht: Das Stück macht nicht lärmend den Anspruch, ein Tendenzstück zu sein oder ein Problem — wie der Kunstausdruck lautet — zu verzerren oder zu lösen; schlicht und recht geht es seine Bahn, um am Ende durch den „unbefriedigenden Schluß" noch recht modern zu tun. — Streicher hat eine ehrliche Arbeit gegeben und recht anschaulich menschliche Kraft und ihren oft erfolglosen Kampf gegen das Schicksal dargestellt.

Die Schauspieler haben sich des Stückes sehr brav angenommen. Herr Benke war als Grandauer voll kerniger Frische und Gewalttätigkeit, Fräulein Fasser als Anna sein würdiges Weib. Sehr gut waren Frau Stiebeck als gefallsüchtige Stiefmutter und Frau Lieberzeit als vom Leben niedergedrückte alte Mutter Annas. — Nicht sympatisch war Herr Stöhr in der dankbaren Protzen- und Verführerrolle des Bräuers Weikl. Herr Stöhr gab sich nicht die geringste Mühe, von dem Pfade seiner herkömmlichen Bonvivant-Rollen abzuweichen und fand es nicht einmal nötig, sich eine charakteristische Maske zuzulegen. A. O.

Raimund-Theater. „Liebessünden", ländliches Drama von Josef Werkmann.

Wie anders wirkt dies Zeichen auf mich ein! Unter den gekünstelten und verkünstelten Theaterstücken der Saison ein Drama mit starker dramatischer Kraft, eine prächtig sich steigernde Handlung, die das Publikum in die nötige Spannung, die bei allen dramatischen Genüssen erforderlich ist, versetzt. Aber ein Tendenzstück. Und warum nicht? Ist die Bühne nicht vor allem berufen, eine Tendenz zu verkünden? Und es ist gewiß, daß sogenannte Tendenzstücke am meisten interessieren. Das Stück richtet sich mit schwacher Anlehnung an Anzengrubers „Pfarrer von Kirchfeld" gegen den Zölibat der katholischen Geistlichkeiten und mit durchaus selbständiger Schneidigkeit gegen die Unauflöslichkeit der katholischen Ehen, ein dramatischer Stoff, aus dem moderne Dramatiker mindestens zwei

Dramen gemacht hätten. Es ist lehrreich, nach dem wässrigen Kirchenrecht von Fuldas „Novella d'Andrea" das feurige Kirchenrecht des „Stürmers und Drängers" Werkmann zu hören. Werkmann wird mit Vorliebe der „Volksdichter" oder der „Mann aus dem Volke" genannt. In beiden Bezeichnungen liegt eine Anerkennung, aber auch ein bischen Mißachtung, welche herablassend besagt: Mein lieber Mann, wenn Sie auch keinen Lessing und Aristoteles studiert haben und nicht zu den „Berufsmäßigen" gehören, so haben Sie doch etwas ganz Nettes zustande gebracht. Werkmann kann auf beide Bezeichnungen verzichten, er ist ein Dramatiker voll urwüchsiger frischer Kraft, der, wie seine beiden Dramen „Der Kreuzwegstürmer" und „Die Liebessünden" beweisen, im Emporsteigen begriffen ist, — das genügt. Viele der „anerkannten" und „unantastbar dastehenden" Dramatiker können von ihm, dem Anfänger, dem Autodidakten, lernen.

Der Kooperator Schauer, Sohn eines reichen Bauern, hat sich in Sabina, die schöne und heißblütige Tochter des Schneiders, Wirts und Kirchendieners des kleinen Wallfahrtsortes Hochkirchen, Birch, verliebt. Das Verhältnis bleibt nicht ohne Folgen. Als Sabina merkt, wie sie daran ist, sucht sie natürlich einen Mann, und ihre Wahl, die schnell sein muß, fällt auf den verwachsenen kümmerlichen Dorfschneider Joachim Knotner, der keine andere männliche Tugend für sich sprechen lassen kann, als daß er ein ausgezeichneter Schütze ist. (Im zweiten Akt betrachten wir ahnungsvoll sein geladenes Gewehr.) Knotner hat, um zu Sabina zu gelangen, die arme Taglöhnerin Genovefa, das „Veverl" sitzen lassen; auch das ist eine männliche Tugend, und es ist wieder echt weiblich, daß das arme stets übersehene „Veverl" den Joachim trotz seines Buckels noch immer liebt. Da aber Joachims Liebe für Sabina ein Gegenstand des Ekels ist, wirft sie sich bald dem Holzknecht Hias, einem frischen rauflustigen Burschen, in die Arme; der Verkehr zwischen den beiden wird dadurch erleichtert, daß das Wirts- und Meßnerhaus des Vaters Birch, bei dem das junge Paar wohnt, ein allgemeiner Sammelpunkt ist, denn es steht neben der kleinen verwahrlosten Wallfahrtskirche. Joachim ahnt nichts, bemerkt aber mit dumpfen Groll, daß Sabina dem Holzknecht in seinem schönsten Krügel den Trank kredenzt — überhaupt ist der kraftstrotzende junge Holzknecht dem schwächlichen Schneider verhaßt. Seine Ehe ist auch nicht glücklich, denn Sabina ist eine eigenwillige Frau, die ihren Mann oft mit unverhohlener Verachtung behandelt. Da ist aber der kleine Kaspar, Joachims oder vielmehr des Kooperators Sohn, an den der vermeintliche Vater sein ganzes liebesbedürftiges Herz gehängt hat — der Sonnenstrahl, in dem diese arme bemitleidenswerte Schneiderseele sich badet. —

Die Tragik dieses Verhältnisses leuchtet ein; es leuchtet ferner ein, daß eine Katastrophe unvermeidlich ist. Der Kooperator, der keine Ahnung hat, daß Kaspar sein Kind ist, und der noch immer eine vom Zölibat verschleierte Liebe zu Sabina in sich trägt und um ihre Ehrenhaftigkeit und Reinheit besorgt ist, kümmert sich viel um ihren Lebenswandel. Er stellt sie über ihr Verhältnis zum Holzknecht zur Rede, wünscht, daß das unschuldige Kind, das das Leben der Mutter verwildern muß, in die von ihm geleitete Kinderbewahranstalt gebracht werde. Wohl fährt er entsetzt zurück, als ihm Sabina nach seinen endlosen Quälereien das Geheimnis seiner Vaterschaft zuruft, ist aber dennoch empört über ihre „Verstocktheit". Er wendet sich daher an den berufensten Vertreter seiner Hausehre, den Schneider Joachim, und macht ihm dunkle, aber genügende

Andeutungen über Sabina und den Holzknecht. Auch Schneider können rabiat werden. Aber der Hias schlägt dem Schneider ein blaues Auge und Sabina zuckt verächtlich die Achseln. An einem schönen Sonntag, als die Kirche voll Wallfahrer ist, liegt der geschlagene Schneider auf seinem Bett und bringt sein blaues Auge in angenehme Verbindung mit dem ober dem Bett hängenden geladenen Gewehr. Das „Veverl" erscheint, grau, unscheinbar, schüchtern, aber voll Mitgefühl. Sie macht ihm kalte Umschläge, und der Schneider muß denken, wie schön es sich hätte mit dem „Veverl" leben lassen. Diese Idylle wird durch den Hias und mehrere Burschen gestört, die den Schneider verhöhnen; wütend geht Joachim auf Hias los, Sabina wirft sich dazwischen und in den Familientumult tritt der gefürchtete Machthaber, der Dechant Hartheim. So also geht's bei dem Meßner der Wallfahrtskirche zu? Also hat der Kooperator recht gehabt, wenn er den Hias als den Störer des Eheglücks der Schneiderfamilie anklagte? „Der Kooperator?" schreit Sabina — und nun entspinnt sich die großartigste Szene des Dramas, in der Sabina erst erschreckt und verstockt schweigt, dann, immer mehr von den Donnerworten des Dechants gereizt, den Kooperator der Eifersucht beschuldigt, und schließlich, beinahe rasend vor Zorn und ihres zertretenen Lebens gedenkend, es herausschreit, daß der Kooperator der Vater ihres Kindes ist.

Aktschluß! In dieser Szene spielten Herr Thaller (Schneider Joachim) und Fräulein Reingruber (Sabina) mit hinreißender Meisterschaft. Die Raserei eines heißblütigen Weibes kann nicht effektvoller und zugleich wahrer gespielt werden. Herr Thaller stellte mit dem tragikomischen Schneider ein Stück Leben auf die Bühne, wie es nicht oft gesehen werden wird.

Nachdem sein erster Schmerz verraucht ist, geht Joachim mit Genovefa zum Dechanten. Sie haben einen Plan, der ihnen in ihrer Naivität großartig dünkt. Sie wollen den lieben Kaspar trotz alledem behalten, aber sie wollen zusammenziehen. Wenn das Heiraten nicht geht, so wollen sie sich mit dem Konkubinat begnügen, und sie bitten den Herrn Dechant recht schön um seinen Segen. Der Dechant ist ein harter Pflichtmensch, aber durchaus nicht der herkömmliche Bühnentyrann: er repräsentiert einfach das berühmte kirchliche: „non possumus"! So auch hier. Ja, er geht sogar, damit Ärgernis vermieden werde, soweit, dem Joachim die Meßnerstelle zu versprechen, weil der alte Schwiegervater Birch ohnehin ein Säufer ist und nichts mehr taugt. Aber er muß heimgehen und mit Sabina weiterleben. Der Schneider drückt sich verwirrt hinaus. Die Meßnerstelle! Aber das „Veverl"! Und sein treuloses Weib! Dieser Konflikt raubt ihm alle Fassung. Dann erfolgt die große Abrechnung des kirchlichen Oberen mit dem Kooperator, der sich etwas pathetisch vor dem Kreuzesbild windet. Aber der Kooperator will nicht büßen, er will nicht versetzt werden; er hat gemerkt, daß die Jugend, daß Manneskraft ihre Rechte fordern — er bricht sein Gelübde und wirft sein geistliches Kleid von sich. Der Schluß ist kurz. Sabina wäre nicht Sabina, wenn sie die Fortsetzung dieser Ehe ertragen könnte. Sie geht mit dem starken Hias auf und davon. Die Bitten des alten Vaters, der mit ihr seine Meßnerstelle davongehen sieht, nützen nichts. Sie geht — schon sind sie weit, beinahe beim Wald. Da ruft der Alte den Joachim. Zwei zornige Gesichter tuscheln miteinander, wilde Leidenschaft, Rache flackert zwischen ihnen

auf. Der Alte drückt dem Schneider das Gewehr in die Hand; dieser schießt mit unsicherer Hand, der Schuß trifft nicht den Räuber Hias — er trifft Sabina. —

Mit Ausnahme des Herrn Lackner, der es nicht verstand, die Figur des Kooperators weniger rhetorisch zu gestalten, waren alle Darsteller dieses Dramas tadellos. Von der Meisterleistung des Herrn Thaller und des Fräuleins Reingruber wurde schon gesprochen. Herr Popp war als Dechant würdevoll und hart, wie sich's gebührt; Herr von Balajthy bereicherte als Hias die Sammlung seiner starken, kernigen Bauernhelden. Fräulein Heller war als „Beverl" von rührender Einfachheit. Ein besonderes Lob gebührt der kleinen Lipensky, die das schlimme, aber recht kindliche Sonnenstrählchen, den kleinen Kaspar, mit großer Routine spielte.

Im **deutschen Volkstheater**, das noch immer von Schönthans „Maria Theresia" beherrscht wird, vermochte **„Das öffentliche Geheimnis"**, das auf dem Theaterzettel unnötig großartig noch den französischen Originaltitel „le secret de Polichinelle" führt, nicht zu fesseln. Das Lustspiel ist von Pierre Wolf; Herr Max Schönau hat es übersetzt — Das alternde Ehepaar Jouvenel hat einen Sohn Henri. Alle leben im besten Einvernehmen. Nun begibt es sich, das Frau Langeac ihre Tochter Geneviève verheiraten möchte; deshalb redet sie den guten Alten ein, daß Henri doch heiraten sollte. Henri ist aber bereits ziemlich festgenagelt; er hat ein Verhältnis mit der kleinen Modistin Marie und von ihr einen kleinen Sohn. Dieses Verhältnis muß natürlich aufhören. Deshalb begibt sich Herr Jouvenel zu Marie, ohne daß seine Frau etwas weiß; deshalb begibt sich auch Mama Jouvenel zu Marie, ohne daß Vater Jouvenel etwas weiß. Beide entdecken — aber jedes für sich —, daß Marie reizend ist, daß das Kind ebenfalls reizend ist. — Das ist das Geheimnis, von dem „niemand nichts weiß". Natürlich kommt die Geschichte in heiterer Stimmung an den Tag und Henri heiratet Marie; ein Liebespaar, das nebenher läuft, Herr Trévaux und Frau Santenay (Witwe) heiraten auch. — Das Stück sieht sich recht gut an, tänzelt anmutig genug vorüber; einen literarischen Wert oder auch nur eine nachhaltige Wirkung kann man ihm nicht zusprechen. Gespielt wurde von den Damen Thaller, Schweighofer, Sewal, v. Brenneis, Vallentin und den Herren Tewele, Kramer und Kutschera sehr anerkennenswert. R. O.

Deutsches Volkstheater. Nachtmar, Drama in einem Aufzug von Erich Korn. Salome, Tragödie in einem Aufzug von Oskar Wilde.

Beide Stücke, welchen eine schwüle Sinnlichkeit gemeinsam ist, wurden abgelehnt. Dennoch konnten sie sich einige Zeit auf dem Repertoire erhalten, vielleicht dank kontraktlicher Verpflichtigungen, wahrscheinlicher aber deswegen, weil das Publikum durch die beinahe einstimmige Verurteilung, die eben diese Sinnlichkeit durch die Kritik erfahren hat, bewogen wurde, diese Stimmungsnuance auf sich wirken zu lassen. So kam es, daß trotz der Ablehnung bei der Erstaufführung die Vorstellungen, bei denen beide Stücke gegeben wurden, gut besucht waren. Die grellen Wirkungen üben also noch immer ihre Anziehungskraft aus.

Beide Stücke sind in der Absicht geschrieben, durch eine unheimlich schwüle Stimmung und sinnlichen Reiz zu wirken, ein theatralisches Mittel, welches an sich verwerflich ist, wenn die dramatische Kraft des Dichters nicht so

stark ist, diese Stimmung und diesen Reiz als eine notwendige Folge einer gut aufgebauten Handlung und der wahrhaft gezeichneten Charaktere der handelnden Personen zu entwickeln. Diese dramatische Kraft besitzt unleugbar Erich Korn der Dichter des Dramas „Nachtmar“, während Oskar Wilde in seiner Tragödie „Salome“ nicht einmal den Versuch macht, die Perversität der „Tochter Jerusalems“ mit dem Mäntelchen einer dramatischen Schein-Kunst zu behängen.

„Nachtmar“ ist daher ungleich besser, es ist wenigstens würdig, ein Drama genannt zu werden. Der unlautere Reiz, der die Nerven packen soll, geht doch aus der Trägerin der Hauptrolle, aus ihrem innersten Sein hervor. Die Schauspielerin Róza Rajewska hat alles Elend einer verachteten und in ihrer ersten Jugend unschönen Schmierenkomödiantin durchgemacht. Die Gefühle, die ihr ihre Mitmenschen eingeflößt haben, und mit denen sie die Welt im allgemeinen bedenkt, sind ungefähr dieselben gutmütigen Gefühle des hoffnungsvollen Junkers Itzig Veitel in Freytags „Soll und Haben“. — Nun aber hat ihr großes Talent gesiegt; ihr heißes Blut hat gesiegt, sie ist „pikant“ geworden und weiß zu spielen und zu lieben. Der Dramaturg der großen Bühne, an der sie wirkt, der alte Sünder Dr. Grimm, schätzt sie hoch, er würdigt sie seiner goldenen Lehren. Aber er warnt sie auch; er, der sehr viel trinkt und gelebt und geliebt hat, warnt sie, die auch gern viel trinken, leben und lieben möchte. — In Róza glüht eine große Leidenschaft; diese ist der Maler Georg Vitalis, eine Natur, von der sie glaubt, daß sie ihr verwandt ist. Vitalis zeichnet ihre Kostüme, Kostüme von bestrickendem Reiz, eigenartige Hüllen dieses eigenartigen weiblichen Körpers. — Seine letzte Zeichnung ist das Kostüm des bösen Geistes „Nachtmar“, den Róza spielen soll, eines weiblichen Vampyrs, der das Blut aus dem Körper eines ungetreuen Bräutigams trinkt und ihm wie ein Alp auf der Brust sitzt. Ein grau-schwarzes Kleid, weit, faltig, mit nacktem Hals und nackten Armen und langen sich unheimlich aufschwingenden Fledermausflügeln und weißen Rosen im Haar. Das Kostüm soll die dämonische Kraft der Schauspielerin wecken, damit sie die schwere Rolle so spielen kann, wie sie gespielt sein soll, — aber das Kostüm versagt seine Wirkung, denn Vitalis weilt ferne, seine Briefe haben nicht das gewohnte Feuer und Róza verzweifelt beinahe, den Dämon mit gewohnter Meisterschaft zu spielen.. — Umsonst versichert der Dramaturg Dr. Grimm, daß sie die Szene, in der sie sich auf den Körper des Ungetreuen zu kauern hat, vortrefflich spielt, — sie weiß, daß sie das nicht tut. Sie ist gereizt, nervös, ahnungsvoll, — es geht nicht Oberleutnant Guido von der Heiden, der gerne ein dramatischer Dichter von Rózas Gnaden sein möchte, bringt eine frische Lustspielstimmung in das wohl beleuchtete Zimmer der Künstlerin — und weiße Rosen, einen ganzen großen Korb voll weißer Rosen. Er hat sein Stück der Schauspielerin geschickt und erwartet ihr Urteil. Sie tändelt mit ihn, beinahe mutterhaft, wenn sie ihn vor der großen Geldausgabe für teuere Blumen warnt — Der gute Junge ist etwas eingeschüchtert — Champagner und eine Zigarette bringen ihn endlich zum Bewußtsein seiner Unwiderstehlichkeit — da kommt Vitalis. Der arme Krieger wird schnöde entlassen und sie fliegt in die Arme des Malers. — Jetzt erreicht das Drama seinen Höhepunkt und die dramatische Kraft, mit der die Szenen bis zum Schluß gemacht sind, ist groß. — Róza erkennt leicht, daß Vitalis Glut erloschen ist, sie ringt ihm das Geständnis ab, daß er sich verlobt hat, daß er seine Braut liebt — fürchterlich sind die Ausbrüche der getäuschten Liebe. —

Dann tritt Ruhe ein, eine Ruhe, wie sie das Meer vor dem Sturme zeigt, unheimlich zwischen der roten Lampe und den großen weißen Rosen. — Sie bittet ihn, zu bleiben, sie will ihm ihr Kostüm zeigen, daß er ja entworfen hat. — Und sie erscheint als Nachtmar, an ihren Armen sträuben sich die weiten Fledermausflügeln, ihre Büste leuchtet aus den dunklen Falten des dämonischen Gewandes. Vitalis spürt den Reiz dieser lockenden Gestalt. Eine Spur der alten Glut kehrt zurück — und sie beginnt mit verlöschender Stimme die Schlußworte ihrer Rolle zu sprechen diese Worte, die sie bis jetzt nicht meistern konnte. — Vitalis sieht, daß eine große Wandlung in dem Weibe vorgeht, daß sich ein schauspielerische Szene hoher Vollkommenheit vor ihm entwickeln wird und er setzt sich als Zuhörer zurecht. Unheimlich fallen die Dichterworte von Rózas Lippen. Jetzt kommt der Augenblick, da sie sich auf den ungetreuen Geliebten zu stürzen hat, sie flattert in eine Ecke des Zimmers, die Flügel heben sich und mit ihnen ein Dolch — sie stürzt auf Vitalis zu, stößt ihm, immerfort in Versen sprechend, den Dolch ins Herz; furchtbar grellend lacht sie auf, wie seine Augen brechen, dann sinkt sie über ihn, die schwarzen Flügel schlagen über der Leiche zusammen und sie küßt den Mund des Toten, küßt, küßt wie ein Vampyr.

Fräulein Wallentin hat als Róza Rajewska gezeigt, welch große Künstlerin sie ist; sie hat das Stück getragen, sie wurde jeder Stimmung, die der Dichter vorgeschrieben hat, gerecht. Und ihre Schlußszene hat sie mit dem ganzen unheimlichen Schauder gespielt, der das Publikum packen sollte und auch gepackt hat. Neben ihr waren Herr Meixner als Dr. Grimm, Herr Kramer als Oberleutnant von der Heiden und Herr Jensen als Maler Vitalis bestens am Platze.

Oskar Wilde der Verfasser — um nicht zu sagen: der Dichter — der Tragödie „Salome", ist lange tot. Seine Schicksale sind bekannt. Nachdem er mehrere Jahre seine Umgebung durch ein großes Vermögen, karrikierte Toiletten und wilde Ausbrüche dichterischer Leidenschaft entzückt und durch ebenso wilde Ausschweifungen und perverse Neigungen abgestoßen hatte, kam er auf drei Jahre ins Zuchthaus. Darauf ist er arm, krank, elend und verlassen in der traditionellen Dachkammer gestorben. Er hat nicht viel Gutes hinterlassen: eine Poesie, die seinen Neigungen entsprechend ist. Ein Typus dieser Poesie ist „Salome".

Langsam hob sich Vorhang, um ein Bild von eigenartiger Schönheit zu enthüllen, einer Schönheit im modernen Geschmack: stylisiert, sezessionistisch. Eine Marmorterasse des Königsschlosses des Herodes Antipas; im Hintergrund das schlafende Jerusalem, undeutlich schimmernd unter einem orientalischen Nachthimmel, der von vielen Sternen funkelt und zittert. Links das erleuchtete Tor zu einem Speisesaal, rechts ungeheuere assyrische Kolosse. Auf Brüstungen und Höfen Wächter und Höflinge, alle schweigend. Und im Hintergrund stumm und steif wie das Schicksal, das nackte funkelnde Schwert in Händen, Naaman, der Henker. In der Mitte der Terasse der mondbedeckte Einstieg in den Brunnenschacht, in dessen Tiefe der Prophet Johanaan (Johannes) schmachtet.

Abgesehen von den assyrischen Kolossen, die in den Königshof vor Jerusalem nicht passen, war dies Bild packend und ein Kunstwerk der Regie und des Malers. — Aber wie die ersten Worte fielen, entflog der Zauber. Ödes Wortgeklingel, das symbolistisch sein sollte, klang an die lauschenden Ohren, die Stimmung war

dahin. — Es ist interessant, den Johannes und die Salome Sudermanns neben den Johanaan und die Salome Wildes zu stellen. Sudermanns Johannes ist trotz aller Monotonie, die ihm anhaftet, eine tragische Figur. Daß er eben kein Held ist, sondern nur „Die Stimme eines Rufenden in der Wüste" ist sein tragisches Schicksal. In dem hypnotisierten und hypnotisierenden Johanaan Wildes ist keine Spur von Tragik. Hohle Worte ertönen von seinen Lippen und er packt nur durch die Kunst der Regie, weil sie ihn langsam und mondbeleuchtet wie ein Gespenst der Unterwelt aus der Tiefe steigen läßt. — Die Salome Sudermanns und die Salome Wildes sind verwandte Naturen. Lüstern und sinnlich sind beide, aber was Sudermann nur andeutet, das kommt bei Wilde grell zum Ausdruck, die Befriedigung der Sinnlichkeit durch Blut, jene dunkle Abart der fleischlichen Liebe, die eine Krankheit ist vom Anfang bis zum Ende.

Frau Odilon hätte die Salome des Volkstheaters spielen sollen; eine schwere Krankheit hat sie davon verhindert. So spielte sie die Berliner Schauspielerin Fräulein Hartwig. Diese junge Künstlerin hatte mit der Erinnerung an ähnliche Leistungen der Frau Odilon schwer zu kämpfen, das Publikum hat sie nicht ausgezeichnet und dennoch tat Fräulein Hartwig ihr bestes, Wildes Salome zu sein. Man bedenke: es war ja nicht die sanftere Salome Sudermanns, die die sanfte Frau Körner des Jubiläumstheaters verkörperte, die Salome Wildes ist ja ein Tier in Gestalt eines beinahe noch unreifen Weibes. Und wenn Fräulein Hartwig mit dem Fuß stampfend „auf einer silbernen Schüssel das Haupt des Propheten Johanaan" forderte und immer gellender und zuletzt gleich einem bösen Kinde beinahe unartikuliert kreischend das Haupt des Johanaan begehrte, so hat sie mit dieser zügellosen „Nuance" den Willen des Verfassers getroffen. Daß sie den berückenden Schleiertanz vor den Augen sie begehrenden Herodes mit allen Mitteln sündiger Koketterie tanzte, soll nicht weiter gelobt werden; das ist ein Effekt, der selten ohne Wirkung bleibt.

Mit Ausnahme des Herrn Kutschera, der die „Donnerworte" des hypnotisierten Johanaan dröhnend und deutlich sprach und nach Vorschrift ins Leere starrte, war die Darstellung mäßig. — Und geradezu wie ein Parodie wirkt der Schluß, da Herodes wahnsinnig vor Grauen Salome von den Schilden der Krieger zermalmen läßt.

Nicht glücklicher war das deutsche Volkstheater mit der Aufführung von Hennequins und Biltauds Lustspiel „Glücklich", das in Paris erfolgreich gegeben worden sein soll. — Frau Odilon hätte auch in diesem Stück die Hauptrolle spielen sollen; so wählte man Fräulein Paula Worm, an deren Triumphe in der Operette man sich noch mit Vergnügen erinnert. — Aber im Lustspiel enttäuschte sie sehr. — Sie war wenig interessant und manchmal hatte man Mühe, sie zu verstehen. — Über „Glücklich" viele Worte zu verlieren, wäre schade; es ist eine nicht einmal fesselnde Ehebruchsgeschichte; so etwas kann man im Josefstädter Theater viel pikanter und witziger sehen.

Kunstausstellungen.

Künstlerhaus. — Sezession. — Hagenbund. — Salon Pisko.

Da ich nach einer längeren Pause abermals über bildende Kunst berichten soll, drängen sich mir unwillkürlich die Fragen auf, ob die sogenannte Kunstkritik überhaupt berechtigt ist, und wenn, wie sie dann beschaffen sein soll. Aber so

groß auch gerade diesmal die Verlockung ist, im Anschluß an die derzeit in Wien zu sehenden Ausstellungen eine Beantwortung zu versuchen, muß ich leider schon aus Raummangel davon abstehen und es mir auf eine günstigere Gelegenheit versparen.

Nur eine einzige persönliche Ansicht über das allgemeine Wesen der Kunstkritik möchte ich, besonders durch die Ausstellung im Künstlerhause dazu angeregt, schon jetzt und zwar ein für allemal hier aussprechen: ich kann es nicht über mich bringen, über Leute, deren Arbeiten mir gar nichts sagen, meinen Kopf und mein Herz ganz unbewegt lassen, etwas zu vermelden. Ich bitte mir dies ja nicht als das so berüchtigte „Verschweigen" auszulegen. Wenn der Herr X ein Bild ausstellt, das genau dieselben Vorzüge und Schwächen wie alle seine Bilder der vorhergehenden Jahre aufweist, ja, was soll man denn darüber sagen? Immer wieder dasselbe? Das wäre doch zu langweilig. Immer wieder etwas Neues? Das würde, wenn es überhaupt die Mühe lohnte, gar leicht dazu verleiten, in das betreffende Werk etwas hineinzusehen, was gar nicht darin steckt. Kommt aber ein homo novus, dessen Bild mich gleichfalls vollständig kalt läßt, der etwa eine Sennhütte gemalt hat, zwar ganz gut gemalt hat, aber so, wie sie heute von hundert anderen auch gemalt würde, was soll man denn da mitteilen? Bloß den Namen anführen, damit die Vollständigkeit möglichst erreicht werde? Dann würden derlei Berichte höchstens von den darin aufgezählten Künstlern gelesen werden, was sicherlich nicht das richtige wäre.

Ich weiß, was man dieser Meinung, daß man über Werke, die einem selbst nichts sagen, auch seinerseits nicht sagen soll, vor allem entgegenhalten kann: wenn ein Buch und ein Kopf zusammenstoßen und es gibt einen hohlen Klang, so ist nicht immer das Buch daran schuld, heißt es, und ein Gleiches gilt wohl auch von Werken der bildenden Kunst. Gewiß, ganz gewiß. Ich habe darauf nur zu erwidern, daß der Kunstkritiker eben kein Hohlkopf sein darf. Und dafür, daß er es nicht ist, haben der Redakteur und die Leser der Zeitschrift, für welche er schreibt, Sorge zu tragen. Der Redakteur kann wählen und entlassen, und das Publikum kann protestieren und ein anderes Blatt abonnieren.

Dies wollte ich nur vorbringen, damit es nicht allzu wunder nimmt, wenn mein Bericht über Künstlerhaus und Hagenbund nach mancher Richtung hin ziemlich knapp ausfällt.

Künstlerhaus. Eichhorn behandelt mit seltenem, malerischen Feingefühl ähnliche Themen wie Isidor Kaufmann. Jungwirth, ein Mitglied der Böheimkirchner Künstlerkolonie, hat ein paar vorzügliche Winterbilder ausgestellt. Unter den, übrigens recht ungleichen Arbeiten des rührigen, vielseitigen Temple fällt ein in der Farbe sehr vornehmes Blumenstück auf. Von dem greisen Schrödl sind ein paar koloristisch sehr delikate, entfernt an Pettenkofen gemahnende Bildchen zu sehen. Larwin verdankt einem ekelhaften Modell einen doppelten Erfolg — materiell wenigstens. Am meisten interessiert Bukovac, unter dessen Bildnissen ich die „kleine Mama" besonders hervorheben möchte. Dieses Kinderporträt ist nicht nur im Ausdruck, sondern auch in dem hellen, lebhaften Kolorit ganz vortrefflich. Ein Projekt von Hubetz, wie der Karlsplatz umzugestalten wäre, wenn die Technik wegkäme, legt von der sowohl unter Architekten, als auch unter Laien grassierenden modernen Topophobie Zeugnis ab. Nur keine großen Plätze, kein Grün und keinen Himmel in der Großstadt! In dieser Beziehung

wird es das vielgelästerte London bald besser haben, als zum Beispiel unser Wien. Henriette Mankiewitz erinnert mit einer dekorativen Stickerei, auf die gewiß sehr viel Arbeit verwendet wurde, daran, was für große Künstler die Japaner auch auf diesem Gebiete sind.

Nach der famosen Ausstellung, mit der sich der Jungbund im vorigen Jahre eingeführt hat, enttäuscht eigentlich seine heurige. Die Arbeiten Comglojs, der freilich noch etwas unselbständig ist, zeigen deutlich, daß sich seine starke Begabung immer mehr dem dekorativen Felde zuwendet. Von Barth und Bock sind gute Landschaften, besonders Winterbilder vorhanden. Wodnansky, der sich als Porträtist, Akt- und Tiermaler betätigt, ersetzt das, was ihm an Urspünglichkeit abgeht, durch eine nicht gewöhnliche Geschicklichkeit. Ein paar Künstler, die im Vorjahr stark interessiert haben, fehlen diesmal: zum Beispiel der Tiermaler Ederer und der Bildhauer Walerbeck.

Unter den Kollektivausstellungen nimmt die Koppays, zum mindesten räumlich, einen Ehrenplatz ein. Wohl deswegen, weil die von ihm Porträtierten, zumeist der hohen, ja sogar der höchsten Aristokratie angehören. Dies ist hoffentlich auch der einzige Grund, warum dieser Maler überhaupt zur Ausstellung im Künstlerhaus zugelassen wurde. Ich taxiere ihn nicht höher als einen jener Photographen, die mit ein paar billigen Retouchekniffen jede Frau jünger und hübscher und jeden Mann martialischer zu machen und außerdem durch apartes Arrangement und raffinierte Beleuchtung und selbst durch das Bildformat ihren Photographien einen schicken Anstrich zu geben wissen. Wo Koppay steht, kann von Kunst keine Rede mehr sein. Daß seine Bildnisse Personen, die vom Porträtisten vor allem verlangen, daß er schmeichle, und welche armselige Routine, mit der eine Perlenschnur, ein Pelzkragen, ein Bouquet hingestrichen ist, für den Gipfel künstlerischer Flottheit halten, überaus gefallen, daß dieser Kundenkreis den höchsten Ständen angehört und glänzende Honorare zahlt, darf eine ernstzunehmende Vereinigung von Künstlern, welche unsere Künstlergenossenschaft ja noch immer ist, doch nicht veranlassen, jemand ihr Haus zu öffnen, der nicht hineingehört. Koppay im Künstlerhaus ist, um es nur ehrlich herauszusagen, einfach eine Schande.

Die Kollektion Luyten macht mit einem Künstler bekannt, der nicht nur sehr fleißig ist, sondern auch sehr viel kann, freilich, wie wenigstens das Hauptbild verrät, noch mehr erstrebt. Aber gerade das riesige Triptychon „Der Ausstand" zeigt deutlich die Grenzen nicht nur der bildenden Kunst überhaupt, sondern auch von Luytens Können im besonderen. Es war kein glücklicher Gedanke, eine in höchster Erregung den Streik beschließende Arbeiterversammlung, in der alles Bewegung und Lärm ist, zum Vorwurf eines Bildes und noch dazu eines so kolossalen zu nehmen. Daß die bildende Kunst nur mit großer Überlegung und recht oft nur mit äußerst zweifelhaftem Erfolge die Bewegung darstellen kann, ist eigentlich ein Wissen, das jedem Schüler eignen sollte. Freilich wäre es eine schier unerträgliche Fessel, wenn sich die bildende Kunst mit der Wiedergabe der ruhigen Natur begnügen müßte, aber gerade die Japaner, die unübertroffenen Meister in der Darstellung der Bewegung, lehren zugleich, wie vorsichtig man hiebei zu Werke gehen muß. Vor allem muß, je täuschender die Bewegung, insoferne sie bildlich zum Ausdruck gebracht werden kann, festgehalten wird, desto summarischer der bewegte Gegenstand selbst behandelt werden. An ihm stört jedes

Detail, je naturalistischer er ausgeführt ist, umso starrer erscheint er. Tatsächlich sehen Luytens paar Dutzend lebensgroße Gestalten, die ja alle im Kopf und auf der Leinwand sehr gut durchgearbeitet sind, wie Wachsfiguren aus, ein peinlicher Eindruck, der dadurch, daß die meisten Figuren laut schreiend dargestellt sind, noch gesteigert wird. Am gelungensten erscheinen mir Bilder Luytens, der sich in mehr als einem Genre versucht, wie „Sehnsucht" und „Die Witwe". Sie haben auch das seiner Malweise angemessenste Format. Er wählt häufig zu große Leinwanden und verfällt dabei gerne in einen wenig feinen Panoramenstil.

Die Arbeiten des Pseudo-Engländers Fuchs zeigen vor allem, auf einem wie niederen Niveau der Geschmack der großen Publikums in England steht. Was man hier vor Augen hat, ist das Durchschnittskönnen der Mitglieder der Royal Akademy, die heutzutage zum größten Teile unleidliche Schönfärbler sind. Interessant und charakteristisch ist, daß es neben dem Bayern Herkomer abermals einem Ausländer gelingt, das, was der Dutzendengländer, gehöre er nun dem Mittelstand oder den höchsten Kreisen an, von der bildenden Kunst vor allem verlangt und was für sein Kunstverständnis wenig ehrend ist, ausgezeichnet zu treffen. Herkomer ist anscheinend das freilich im Können und wohl auch im Erfolg weit überlegene Vorbild von Fuchs, dessen bedeutendes Können, wenn mir auch seine süßliche Art durchaus antipathisch ist, keinesfalls in Abrede gestellt werden soll.

Hagenbund. Auch über dessen Ausstellung, die gewohnterweise sehr apart arrangiert ist, läßt sich, wie schon bemerkt, recht wenig sagen. Germelas „Kinderporträt" ist im Gegensatz zu seinem „Abend" nicht so gesucht und dementsprechend besser. Lunz ist erfreulicherweise Farbiger als sonst. Graf ist schon lange nicht mehr ernst zu nehmen. Thiele kann viel, doch artet dies Können bereits in Routine aus. Eine Bildhauerin, Rosa Silberer, die mir bisher noch nicht aufgefallen ist, hat eine nackte Mädchengestalt, kein allzu reizvolles Modell, ausgestellt, deren Haltung und Ausdruck über den Gedanken der Schöpfung: Noli me tangere in rührender, beinahe ergreifender Weise verkörpert. Thönys famose Zeichnungen sind aus dem Simplizissimus, wo die Reproduktionen fast noch besser wirken als die Originale, hinlänglich bekannt. Von Frank sind zwei gute Marinebilder zu sehen. Hofmann von Aestenhof ist der Schritt zu einem größeren Format nicht ganz gelungen. Zunächst ist die Öltechnik, deren Eigentümlichkeit ja in ihrer Verschmelzbarkeit und ihrem Reichtum an Abstufungen besteht, nicht recht bemeistert. Doch weist das Bild mit seinem grausigen Sujet, das man sich freilich leicht noch packender gemalt denken kann, manche treffliche Einzelheiten auf. Von Kobers sogenannten Karikaturen, denen Witz und Charasteristik ebenso wie Geschmack und zeichnerische Sicherheit und Gewandtheit abgehen, versteht man es schwer, wieso sie überhaupt zur Ausstellung zugelassen werden konnten. Die interessanten Gummidrucke gehören aus einem anderen Grunde nicht in sie hinein.

Sezession. Die weitaus beachtenswerteste der drei derzeit hier zu sehenden Veranstaltungen der Wiener Künstlerschaft ist, auch absolut genommen, die Klimt-Ausstellung der Sezession. Sie zeigt, daß die schöne Überzeugung der Sezession, die in Klimt stets den hervorragendsten ihrer Körperschaft verehrte, zu einer Wahrheit von weiterreichender Geltung geworden ist: Klimt ist entschieden der bedeutendste Künstler, den Österreich dermalen besitzt. Dies ist deshalb nicht

überflüssig festzustellen, weil Klimt vom großen Publikum noch immer nicht anerkannt, ja sogar, freilich zum Teil dank einigen Marotten von ihm selbst und etwelchen übereifrigen Agitatoren für seine Kunst, noch immer heftig angefeindet wird. Dieses herrschende Vorurteil zu zerstreuen, trägt die jetzige Ausstellung insoferne nichts bei, als in ihr die früheren Werke Klimts, die seine Persönlichkeit noch nicht so, man möchte sagen: aufreizend stark hervortreten lassen und sein ungewöhnlich hohes künstlerisches Können in einer Weise offenbaren, daß es selbst für Laienaugen sofort erkennbar ist, vollständig fehlen. Daß aber die Sezession Klimts Arbeiten vor ihrem Gründungsjahr prinzipiell ausgeschlossen hat, ist auch wieder begreiflich, wollte sie doch mit berechtigtem Stolze nur das von ihm zeigen, was er als der Ihre geleistet hat. Dessen freilich, daß Klimt ein großer Könner ist, muß man sich, will man seiner Art gerecht werden, vor allem bewußt sein. Es nun aus seinen in der gegenwärtigen Ausstellung zu sehenden Werken sicher zu erkennen, mag für den Laien, der mit der allerersten Skizze nur wenig anzufangen weiß und dem das Stilisieren unverständlich und daher widerwärtig ist, nicht so leicht sein.

Man teilt von alters her die Künstler in Idealisten und Naturalisten ein. Das ist ein Behelf, ein Notbehelf, der leider nicht weniger verwirrt als aufklärt. Im wesentlichen versteht man darunter wohl stets folgendes: Die einen trachten die Natur so getreu wie möglich wiederzugeben. Ihr Ideal sind jene gemalten Trauben, zu denen die Vögel flogen, um daran zu picken. Die anderen wollen einerseits in der Erkenntnis, daß die Kunst mit der Natur überhaupt nicht konkurrieren kann, von dieser gewissermaßen absehen und streben andererseits in der fanatischen Meinung, daß es nur die niederste Aufgabe der Kunst ist, die Natur nachzuahmen, von ihr weg, oft auch weit über sie hinaus. Diese sind, vorausgesetzt, daß sie gleich den Völkern, deren Kunstentwicklung stets vom Nationalismus zum Idealismus aufstieg, zuerst der Natur mit den jeweils bekannten Mitteln ihrer Kunst möglichst nahe zu kommen gelernt haben, sozusagen die eigentlichen Künstler. Ihnen gehört das Reich der Phantasie, für sie gibt es keine objektive, sondern nur eine subjektive Wahrheit, und die Art und Weise, auf welche sie zu wirken trachten, ist das Stilisieren. Sie vereinfachen, heben hervor, und bedienen sich des Symbols. Daß es in einer Zeit, gleich der unsern, welche, vom Standpunkt des großen Publikums ausgesprochen, im Naturalismus noch immer das A und Ω aller Kunst erblickt, äußerst schwierig, ja fast unmöglich ist, dem stilisierenden Künstler gerecht zu werden, ist eigentlich ganz begreiflich, und Klimt ist nach und nach ein ausgesprochener Stilist geworden, ja wird es von Werk zu Werk immer mehr. Doch hierin ist gewiß nicht der einzige Grund für die feindliche Haltung des Publikums ihm gegenüber zu suchen. Er ist auch viel zu eigenartig, pocht zu sehr auf seine aparte, wenn man will: bizarre Persönlichkeit und ist jedem Kompromiß mit dem Publikum allzu abhold, als daß dieses mit ihm Freundschaft schließen könnte. Dazu kommt eine schier verblüffende Wandelbarkeit. Kaum haben sich die Leute an eine Phase seiner Künstlerschaft gewöhnt, steht er schon wieder mitten drin in einer anderen. Das ärgert, weil es unbequem ist, weil es Mühe macht. Ferner chokiert (und das ist gar kein so zu unterschätzender Grund der Gegnerschaft) sein Ideal des nackten Menschenleibes. Man kann häufig hören, wie ihm dessen harte, eckige Linien vorgeworfen werden. Schließlich befremdet seine Vorliebe für preziöse Farbenreize

und absonderliche Sensationen. Dies alles und wohl noch mehr bringt das Publikum so gegen ihn auf, daß man ihn gar häufig einen Schwindler oder einen Narren schelten hört. Weniger Radikale gebrauchen von ihm das Wort, das einmal über Wagner geäußert wurde: er kann schon, aber er will nur nicht! Gegen all dies ist natürlich nur wenig einzuwenden. Dem Geruchlosen wird man umsonst den Duft der Rose schildern, und wer in einem Gedicht nicht mehr als eine Aneinanderreihung von Worten sieht, die in einen bestimmten Rhythmus gebracht sind und sich dann und wann reimen, kann keine Ahnung haben von der tiefen Bewegung, die einen andern bei der Lektüre durchbebt. Darum ist es ja so schwer über Kunst zu reden, weil die höchste Einsicht in deren Wesen immer aus einem Gefühl heraus geboren sein muß.

Was in der Ausstellung am meisten interessiert, sind selbstverständlich die 3 Deckengemälde für den Festsaal der Universität. Die Philosophie und die Medizin, um welche vor Zeiten ein heißer Kampf entbrannt war, sieht man sich gerne aufs neue an, weil man gespannt ist, wie sie nunmehr auf einen wirken werden. Alle Neugierde und Erwartung konzentriert sich aber auf das bisher unbekannte 3. Bild, die Jurispondenz. Auf diesem zeigt sich Klimt noch sonderbarer und eigenwilliger, als auf den beiden vorhergehenden. Man erwartet eine Justitia mit verbundenen Augen und Schwert und Wage in den Händen inmitten von Rechtsgelehrten. Statt dessen erblickt man groß und im Vordergrund des (übrigens noch nicht vollendeten) Gemäldes eine ausgemergelte, nackte Mannesgestalt, die von einem riesigen Polyp umklammert wird. Was heißt das? Das ist entweder purer Wahnsinn oder unverantwortlicher Spott. Man schimpft, man reißt Witze, man lächelt mitleidig. Gleichwohl muß ich für meinen Teil, und zwar auf die Gefahr hin, es ergehe mir ähnlich wie Klimt, gestehen, daß schon lange die bildende Kunst nicht mit solch eindringlicher Macht zu mir gesprochen hat, wie aus dieser Gruppe. Ein Grauen strömt von ihr aus, das durch die entzückend unheimlichen Farben auf wunderbare Weise in ein starkes Lustgefühl umgeschmolzen wird. Ich weiß nicht, was der nackte Mensch und das Seeungetüm vorstellen sollen. Es interessiert mich auch, aufrichtig gesagt, wirklich wenig. Ich empfinde es nur als eine mir bisher noch nicht bekannte Schönheit. Ähnlich erging es mir schon seinerzeit und auch diesmal wieder mit der Medizin. Die von den scheußlichsten Krankheiten entstellten Menschenleiber, an der links freischwebenden Weibergestalt auf so unübertreffliche Weise als im gewölkerfüllten Raum dahinwogend erkennbar, werden für mich durch die ebenso prachtvolle wie harmonisch ausgeglichene Farbengebung zu einer Augenweide. Man muß angesichts der drei Gemälde lebhaftest bedauern, nicht nur daß das vierte und das Mittelbild von anderer Hand herrühren, sondern vor allem, daß diese Werke durch allzugroße Entfernung und ungünstiges Licht in ihrer Wirkung wesentlich beeinträchtigt werden sollen. Wäre es nicht besser, wenn man, natürlich unter der Bedingung, daß es für den Künstler weder eine Kränkung noch eine Schädigung bedeutete, in Gottes Namen auch die drei übrigen Fakultäten von Matsch malen ließe, und Klimts Bilder in ähnlicher Weise, wie es jetzt in der Sezession der Fall ist, in der modernen Gallerie aufhinge? An Bedeutung kommt den drei Fakultäten der Fries, den Klimt zu Ehren von Klingers Beethoven komponierte, am nächsten. Er steht deutlich zwischen der Medizin und der Jurisprudenz. Auf dieser und dem Fries stilisiert Klimt wie noch nie, und wendet in einer Weise Symbole

an, wie dies meines Wissens bisher nur Toorop getan hat. Überhaupt ist die Vertrautheit mit Toorops und Minnes Schöpfungen deutlich erkennbar, ebenso wie dem kundigen Auge die Einwirkung Khnopffs und Whistlers, der Japaner und der Griechen und noch mancher anderer Einfluß nicht verborgen bleiben können; und doch ist alles verdaut und mit dem Stempel einer ausgeprägten künstlerischen Individualität versehen. Selbst Klimts Porträte und Landschaften sind ganz von seiner Persönlichkeit durchtränkt, oder besser gesagt: ganz aus seinem Geiste heraus der Natur neu nachgeschaffen. Das silbrige Geglitzer des Sonnenlichtes auf den grünlichen Wellchen und die blonde Dame in dem duftigen Rosakleide sind auserlesene Kabinettsstücke. Höchlichst zu bewundern sind auch die ungemein zahlreichen Bleistiftskizzen, auf denen mittels weniger Striche verblüffend kühn und sicher die schwierigsten Motive festgehalten sind. Daß bei einer so prononzierten Persönlichkeit wie der Klimts, die fast immer auf entlegenen Seitenpfaden wandelt, auch Verirrungen vorkommen, kann weder befremden, noch seiner Bedeutung Eintrag tun.

Angesichts der Vereinigung so vieler Werke eines seltenen Künstlers bleibt einem nur zu wünschen übrig, daß ihm seine Schaffenskraft noch recht lange ungebrochen erhalten bleiben möge, und daß es ihm vergönnt sei, dem Ziele möglichst nahe zu kommen, das er sich gesteckt hat.

Salon Pisko. Hier sind Arbeiten von Ludwig Hans Fischer und Ferdinand Kruis ausgestellt. Ist des ersteren Routine mit ihrer wie aus Blech geschnittenen Zeichnung und ihrer übertriebenen, jedes feineren Farbensinnes baren Buntheit sattsam bekannt, so erfreut die aufsteigende Entwicklung, die sich in den Gouachebildern von Kruis kundgibt, desto mehr. Auf ihnen ist alles flott und sicher und geschmackvoll hingesetzt. Daß die Motive zumeist aus Holland stammen, rechne ich Kruis nicht als Vorzug an, wie sehr ich auch die malerischen Reize dieses Landes, die ihre Anziehungskraft stets von neuem bewähren, zu schätzen weiß. Auf einigen Bildern stört die Anwendung der Momentphotographie. Ein paar Porträte und Seestücke sind besonders gelungen.

Agathon.

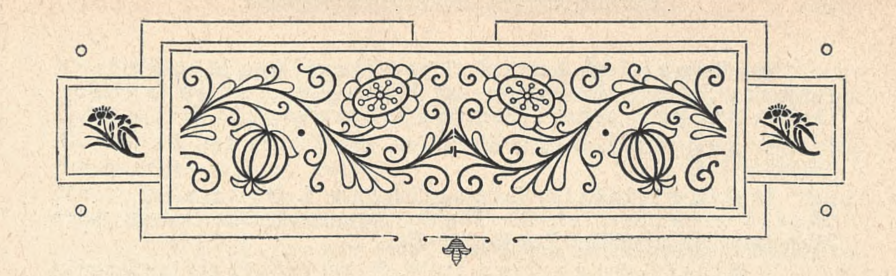
Musik.

Im zweiten philharmonischen Konzerte gab unser mächtiger Nachbarstaat, Rußland, seine musikalische Karte ab. Ein russisches Programm, ein russischer Dirigent und fast möchte man sagen, ein russisches Orchester, denn unsere Philharmoniker, diesmal genötigt, sich im Ausdrucke des russischen Akzentes zu bedienen, lösten diese gewiß nicht leichte Aufgabe so vortrefflich, daß man füglich meinen konnte, ein autochthones Orchester zu hören. Zu dieser Glanzleistung wurden sie nicht am wenigsten durch die außerordentliche Kunst des Dirigenten hingerissen, in dem wir eine der bedeutendsten Erscheinungen auf diesem Gebiete kennen lernten. Es ist dies Herr V. J. Safonoff, Direktor des kais. russ. Konservatoriums in Moskau. Ein prachtvoller Mensch, dessen ganze Persönlichkeit mit dem ersten Taktstrich in musikalisches Empfinden sich umsetzt, ein geborener Führer, dessen Willen sich das Orchester unterwerfen muß, ein Mann, wie dazu geschaffen, Wien seiner musikalischen Sterilität zu entreißen. Wuchtige Äußerungen der Kraft liegen seinem Naturell am nächsten. Wenn er mit drohendem

Blicke die Faust zornbebend ins Orchester schleudert, so kracht es auch donnernd in den Tiefen desselben, als ob es berstend auseinanderginge. Aber diese starke Hand, die sich gelegentlich so wild zusammenballt, ist auch eines graziös-bewegten Fingerspieles fähig und vermag über blumig-zarten Tongebilden sinnend dahinzuschweben gleich einem schützenden Hauch. Ein Kontrast im Ausdruck der Empfindung, der auf eine eminent musikalische Natur des Dirigenten weist. Das Programm setzte Safonoff offenbar in der patriotischen Absicht, das Vaterland zu ehren, ausschließlich aus Werken der jung-russischen Schule zusammen. Obenan stand die Symphonie Nr. 6. (C-moll) von Glazounow. Ein organisch wohlgebildetes, architektonisch gegliedertes Werk mit breit auslaufenden Themen, die genügenden Stoff zur Verarbeitung bieten, aber in einem nur allzu üppig schießenden dekorativen Aufputz gebettet, von dem der Hauptgedanke mitunter zu sehr zurückgedrängt wird. Wird solcherart mit Vorliebe in dynamischen Höhepunkten ein äußerer Effekt angestrebt, der in rohes Lärmen ausartet (3. Satz), so wird anderseits wieder durch allzu süßliche melodische Gänge eine gewisse Stimmungsmacherei angebahnt, die trotz reizvollster instrumentaler Gewandung auf die Dauer ermüdend wirken muß (2. Satz mit den Variationen über ein Thema). Der erste Satz hingegen mit seinen kräftig aufstrebenden Themen ist rein musikalisch am besten gelungen. Das folgende Stück, Rêverie von Scriàbine, einem Schüler Safonoffs, vermochte trotz instrumentaler und harmonischer Kunststücke keinen tieferen Eindruck zu hinterlassen. Den Schluß bildete eine Suite symphonique von Rimsky-Korsakow, dem Führer der jungrussischen Schule, betitelt Scheherazade, moderne Programm-Musik. Episoden aus dem Märchenstoffe von Tausend und eine Nacht werden in musikalischer Illustration dargestellt. In feinen Strichen werden Charaktere gezeichnet, Situationen, Landschaften gemalt, die Ereignisse spielen sich ab mit der Lebendigkeit kühnster musikalischer Deklamation. In der Virtuosität der Schilderung, in der Behandlung der Motive erreicht Rimsky-Korsakow gewiß seine Vorbilder, die Franzosen und Deutschen, aber alle diese Vorzüge vermögen nicht darüber hinwegzutäuschen, daß dem Werke doch so ziemlich alles fehlt, nämlich die musikalische Seele. Alles in allem, diese Russen haben viel, vielleicht nur zu viel gelernt, aber die gesunde Bodenständigkeit haben sie dabei eingebüßt. Das dritte philharmonische Konzert dirigierte wieder Ernst von Schuch aus Dresden. Die Toccata von Bach, für Orchester von Heinrich Esser bearbeitet, ein Werk von hinreißender Gewalt, ergriff durch die wunderbare Wiedergabe, für die unsere Geiger den richtigen Strich und den kernigen Ton besitzen. Zu Ehren des hundertsten Geburtstages von Berlioz wurde dessen farbenprächtige Ouvertüre, Le Carneval Romain, aufgeführt, zum Schluße folgte Schuhmanns müde Symphonie Nr. 4. in D-moll. Als 2. Nummer hörten wir ein symphonisches Zwischenspiel aus einer unvollendeten romantischen Oper von Franz Schmidt, einem jungen Wiener, der als Cellist im Orchester der Philharmoniker wirkt. Ein Werk, das sich schwer beurteilen läßt, da es aus einem Ganzen herausgerissen, jenen Zusammenhang vermissen läßt, der für das Verständnis unbedingt erforderlich ist, namentlich, wenn es sich um eine Oper handelt. Doch ein junger Künstler, dem die Töne aus dem Herzen quellen und der im Ansturme das ganze Gebiet der Musik auf einmal durchmessen möchte. Zuviel, möchte man dem Komponisten zurufen. Meistersingerklänge, wilde Zigeuner-Weisen, wienerische Walzer und innige lyrische Gesänge folgen und be-

kämpfen sich in überströmender Fülle. Wenn ein Zwischenspiel — das als solches jedenfalls gefährlich lang geraten ist — schon so vieles bietet, was bleibt dann für die ganze Oper? Aber, mag sich auch der Komponist überstürzt haben, jedenfalls ist er ein hoffnungsvoller Künstler, den die maßgebenden Kreise Wiens nicht übersehen sollten. Das vierte philharmonische Konzert wurde durch das Auftreten des Herrn Arthur Nikisch, Dirigent der Gewandhaus-Konzerte in Leipzig, zu einem sensationellen Ereignis. Nebenbei gab es Brahms Symphonie Nr. 3, Wagners Faust-Ouvertüre, Beethovens Symphonie Nr. 8, aber dies alles nur nebenbei. Ich muß gestehen, daß ich mir von diesem vielgereisten und vielgerühmten Dirigenten etwas anderes vorgestellt habe. Ich erwarte einen feinfühligen, feurigen Künstler, der mit der Glut seines Temperamentes Orchester und Publikum hinzureißen vermag, statt dessen erschien ein Virtuose, der mit dem blank geputzten Rüstzeug seiner Mätzchen allerhand Kunststücke aufzuführen begann. Von der Kopfhaltung bis zur Fußstellung, das ästhetische Spiel der Hände und Arme ganz besonders hervorgehoben, nichts als Pose. Wie viel Mühe muß Nikisch darauf verwandt haben, seiner ursprünglichen Vollblutnatur diese Fülle von Unnatur aufzuzwingen. Der große Wandspiegel mag ihm dafür Dank wissen, wir nicht. Denn vor diesem wird er wohl stunden- und tagelang probiert und studiert haben, wobei ihm natürlich die notwendigen Klavierauszüge vorgespielt werden mußten, bis das minutiös ausgearbeitete Gestenspiel so weit gediehen war, daß besagter Wandspiegel mit dem Unteilsspruche „es sitzt" dem Zauber ein Ende machte. Und dann hinaus, auf die Jagd nach Erfolgen. Ja, bewundernswert ist es, wie seine Arme zu bewegten Spiele auslangen, um einer bestimmten Pose zuzustreben, in der sie im geeignetem Momente erstarrend ruhen, aber unkünstlerisches Blendwerk, affektiertes Virtuosentum, das vielleicht im Lande der Dollars mit klingendem und grünendem Lorbeer und verliebten Mädchenblicken honoriert werden mag, hierzulande aber nicht am Platze ist. R. S.





Österreichische und ungarische Bibliographie.

Verzeichnis

der in den Programmen der österreichischen Gymnasien, Realgymnasien und Realschulen über das Schuljahr 1902/3 veröffentlichten Abhandlungen.

Österreich unter der Enns.

Wien. a) Akademisches Gymnasium im I. Gemeindebezirke. 1. Hinter, Dr. Valentin: Die Stubaier Personen- und Güternamen. 28 S.

2. Slameczka, Direktor Friedrich: Zur Erinnerung an Prof. Dr. Ludwig Ritter von Zitkovsky. 5 S.

b) K. k. Franz Joseph-Gymnasium im I. Gemeindebezirke. Krauß, Dr. Eduard: Ein Vorschlag für ein biblisches Lesebuch am Gymnasium. 16 S.

c) K. k. Gymnasium zu den Schotten im I. Gemeindebezirke. 1. Losert Benedikt: Das Kegelschnittbüschel. 37 S.

2. Sauer, Direktor Anton: Zur Erinnerung an die † Professoren Niederhofer und Welleba. 7 S.

d) K. k. Sophien-Gymnasium im II. Gemeindebezirke (Leopoldstadt). Furtmüller. Dr. Karl: Die Theorie des Epos bei den Brüdern Schlegel, den Klassikern und Wilhelm von Humboldt. 32 S.

e) K. k. Erzherzog Rainer-Gymnasium im II. Gemeindebezirke (Leopoldstadt). 1. Spengler Gustav: Meinongs Lehre von den Annahmen und ihre Bedeutung für die Schullogik. 32 S.

2. Eysert, Direktor Leopold: Schulrat Heinrich Koziol †. Nachruf. 7 S.

f) Staats-Gymnasium im III. Gemeindebezirke (Landstraße). Koranda Johann: Katalog der Lehrerbibliothek). 22 S.

g) Gymnasium der k. k. Theresianischen Akademie. 1. Schwarz Johann: Die niederen und höheren Studien an der k. k. Theresianischen Akademie in Wien. I. Theresianische Organisation. 28 S.

2. Zöchbauer Franz: Studien zu den Annalen des Tacitus. III. (Schluß.) 10 S.

h) K. k. Elisabeth-Gymnasium im V. Gemeindebezirke (Margareten). Mekler, Dr. Siegfried: Exegetisch-kritische Beiträge zu den Fragmenten der griechischen Tragiker. 16 S.

i) Staats-Gymnasium im VI. Gemeindebezirke (Mariahilf). 1. Diepold Klemens: Katalog der Lehrerbibliothek. III. Teil. 14 S.

2. Thumser, Direktor Dr Viktor: Die Elternabende am Mariahilfer Gymnasium in Wien. 8 S.

k) Staats-Gymnasium im VIII. Gemeindebezirke (Josefstadt). 1. Knöll, Direktor Pius: Direktor Johann Czermak und Prof. Dr. Franz Raab †. 6 S.

2. Keyzler, Dr. Julius: Theorie des Übersetzens aus dem Griechischen, zugleich Grundzüge einer griechisch-deutschen Stilistik für Gymnasien. 39 S.

l) Langer'sches Privat-Untergymnasium im VIII. Gemeindebezirke (Josefstadt). Wotke, Dr. Karl: Ein Beitrag zur Geschichte des Kantianismus in Österreich. 14 S.

m) K. k. Maximilian-Gymnasium im IX. Gemeindebezirke (Alsergrund). 1. Müllner, Dr. Johann: Einige Erfahrungen und Wünsche auf dem Gebiete der Seenforschung. 29 S.

2. Weingartner Leopold: Zuwachs in der Lehrerbibliothek vom Jahre 1901 bis Mai 1903. 8 S.

n) K. k. Karl Ludwig-Gymnasium im XII. Gemeindebezirke (Meidling). Mayr Anton: Beziehungen des Augsburger Malers und Kupferstechers Gottfried Bernhard Göz zum Stifte Admont. Ein Beitrag zur Kunstgeschichte. 15 S.

o) Staats-Gymnasium im XIII. Gemeindebezirke (Hietzing). Turba, Dr. G.: Über das rechtliche Verhältnis der Niederlande zum deutschen Reiche. 23 S.

p) Staats-Gymnasium im XVII. Gemeindebezirke (Hernals). Vetter Emil: Kleine Beiträge zur lateinischen Wortforschung. 11 S.

q) Staats-Gymnasium im XIX. Gemeindebezirke (Döbling). 1. Klement, Dr. Karl: Zur Geschichte des Bilderbuches und der Schülerspiele. 26 S.

2. Heilsberg Alois: Bemerkungen über modernen Betrieb des naturgeschichtlichen Unterrichtes am Gymnasium. 12 S.

Baden. Kaiser Franz-Joseph-Landes-Real- und Obergymnasium. Zeiner Ernst: Das Säkulargedicht des Horaz. I. Teil. 15 S.

Floridsdorf. Staats-Gymnasium. Illing. Wilhelm: Der Regierungsantritt Ferdinands I. in den niederösterreichischen Erblanden. 30 S.

Horn. Landes-Real- und Obergymnasium. 1. Kreschnička Josef: Die Inkunabeln und Frühdrucke bis 1520, sowie andere Bücher des XVI. Jahrhunderts aus der ehemaligen Piaristen- und Hausbibliothek des Gymnasiums in Horn. 7 S.

2. Matzura Klemens: Die Konsekutiv- und Finalsätze bei Lysias. 24 S.

Kalksburg. Privat-Gymnasium der Gesellschaft Jesu. Lengsteiner Josef: Zu Tacitus. 10 S.

Klosterneuburg. Landes-Realgymnasium. Blumauer, Direktor Stephan: Zur Geschichte der Anstalt. 16 S.

Korneuburg. Städtisches Kaiser Franz-Joseph-Jubiläums-Realgymnasium. 1. Strakosch-Graßmann, Dr. Gustav: Erziehung und Unterricht im Hause Habsburg. I. Heft. 82 S.

2. Latzke, Dr. Rudolf: Ueber die Prooemien und Epiloge zum mittelhochdeutschen Passional. 32 S.

Krems. Staats-Gymnasium. 1. Malfertheiner Anton: Ein Wort an die Eltern. 18 S.

2. Christelbauer Josef: Eine Studie über Tonreihen, Tonarten und Tonleitern. 11 S.

Melk. K. k. Gymnasium der Benediktiner. 1. Haas, P. Dr. Hyppolitus: De comoediae Atticae antiquae fabularum nominibus. 50 S.

2. Pühringer, P. Dr. Andreas: Ein Schülerausflug nach Krems. 6 S.

Mödling. Landes-Real- und Obergymnasium. Jovanovic, Dr. Viktor: Die Wasserstraßen unserer Monarchie. 38 S.

Oberhollabrunn. Staats-Gymnasium. Hofbauer, Dr. Karl: Die „erste" Christenverfolgung. Beiträge zur Kritik der Tacitusstelle. 45 S.

St. Pölten. Landes-Real- und Obergymnasium. 1. Schmidt, Dr. Adolf M. A.: Beiträge zur Livianischen Lexikographie. IV. Teil. 20 S.

2. Spiegel Martin: Methode der Integration der linearen Differentialgleichungen zweiter Ordnung mit linearen Koëffizienten durch bestimmte Integrale. 26 S.

3. Fohringer Karl: Die Fahne unseres Gymnasiums in ihrer Geschichte und ihrer Weihe. 6 S.

4. Rosoll, Direktor Dr. Alexander: Die Festfeier anläßlich des vierzigjährigen Bestandes der Anstalt. 8 S.

Seitenstetten K. k. Gymnasium der Benediktiner. 1. Frieß, P. Godfried E.: Die Personen- oder Taufnamen des Erzherzogtums Österreich unter der Enns in historischer Entwicklung. II. 26 S.

2. Schock, P. Josef: Katalog des Seitenstettener geographischen Kabinettes. (Fortsetzung.) 25 S.

Stockerau. Landes-Real- und Obergymnasium. 1. Gatscha, Dr. Friedrich: Bemerkungen über die Kunst des Übersetzens. 20 S.

2. Plundrich, Direktor August: „Professor Dr. Rudolf Walz †". (Nachruf.) 5 S.

Waidhofen an der Thaya. Landes-Realgymnasium. Beirer, Dr. Rudolf: Die allgemeine Lage Tirols beim Schmalkaldner Einfall im Jahre 1546. (Ein kleiner Beitrag zur Geschichte Tirols.) 31 S.

Wiener-Neustadt. Staats-Gymnasium. Müllner, Dr. Karl: (I. Isocratis oratio ad Demonicum a Nicolae Sagundino in Latinum conversa. II. Ugolini Verini epigrammata selecta.) 31 S,

Oesterreich ob der Enns.

Linz. Staats-Gymnasium. Strigl Josef: Übertragung deutscher Sprachgebilde in lateinische Partizipien. 17 S.

Freistadt. Staats-Gymnasium. Falbrecht, Dr. Friedrich: Über den Unterricht in der bildenden Kunst am Gymnasium. (Übersicht und Vorlage praktischer Versuche.) 42 S.

Gmunden am Traunsee. Kommunal-Obergymnasium. 1. Kleinpeter, Dr. Hans: Zur Einführung in die Physik auf der Oberstufe. 18 S.

2. Weiß, Dr. Rudolf: Graphische Darstellungen im Dienste des historischen Unterrichtes. 9 S.

Kremsmünster. K. k. Gymnasium der Benediktiner. 1. Angerer, P. Leonhard, „P. Anselm Pfeiffer †". 22 S.

2. Altinger, Dr. P. Altmann: Geschichte des Gymnasiums zu Kremsmünster. II. Abschnitt. 30 S.

Ried. Staats-Gymnasium. Schöberl, Dr. Franz: Das österreichische Alpenvorland an seiner schmalsten Stelle. 23 S.

Urfahr. Bischöfliches Privat-Gymnasium am Kollegium Petrinum. 1. Zöchbauer, Direktor Dr. Johann: Allerhöchster Besuch des Kollegium Petrinum durch Se. k. u. k. Apostolische Majestät unseren allergnädigsten Kaiser und Herrn Franz Josef I. am 9. Juni 1903. 13 S.

2. Schiffmann, Dr. Konrad: Notkers Mischprosa in seinem Kommentar zu den Psalmen X—XX und C—CIV inkl. 27 S.

Wels. Kommunal-Gymnasium. 1. Hinter, Direktor Florian Hans Sachs in Wels. 17 S.

2. Enderle, Dr. Julius: Die Bildung der Salzlagerstätten. Eine Überschau des gegenwärtigen Standes dieses Problems. 30 S.

3. Hinter, Direktor Florian: Dem Andenken Franz Stelzhammers. Ansprache des Direktors an die Schüler der Anstalt, gehalten bei der Schulfeier anläßlich der hundersten Wiederkehr des Geburtstages des Dichters am 29. November 1902. 9 S.

(Fortsetzung folgt.)



Für die Redaktion verantwortlich: Julius Habermann.
Buchdruckerei Gustav Röttig, Oedenburg.